Yves Gorat Stommel

Memo an mich – Namibia

Memo an mich –
Namibia

Yves Gorat Stommel

Danksagung

an unseren Toyota Hilux, der uns die ganzen drei Wochen kein einziges Mal im Stich gelassen hat

Impressum

Memo an mich – Namibia
© Yves Gorat Stommel
2024

Web:
www.yvesgoratstommel.com

Facebook: www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:
ygstommel@gmx.de

Postanschrift:
Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Vorwort / Warnung

Die *Memo an mich* Reihe dokumentiert einige meiner persönlichen Reiseerlebnisse – solo, mit Freunden oder mit Familie. Ich bin kein Extremsportler, Weltensegler oder Schatzsucher. Ebenso wenig habe ich den Anspruch, Reiseführer im eigentlichen Sinne zu schreiben (dazu fehlen mir sowohl das Wissen als auch der Anspruch auf Vollständigkeit). Die *Memo an mich* Reihe ist daher als eine Art persönliches Tagebuch, als eine Erinnerung gedacht. Anfangs fand die Veröffentlichung dementsprechend allein unter dem Aspekt der Zugänglichkeit des Textes für den direkten Familien- und Bekanntenkreis statt. Natürlich sind andere Leser nichtsdestotrotz herzlich eingeladen, einen Blick hineinzuwerfen. Wer weiß, vielleicht inspiriert der ein oder andere Text zur nächsten Reise?

Protagonisten

Nerys
Grundinfos: weiblich, gute zwölf Jahre alt
Urlaubsstärke: extrem tierlieb und kann sich selbst beschäftigen
Urlaubsschwäche: kurze Lunte in Hinblick auf ihre Geschwister

Lieven
Grundinfos: männlich, vierzehn Jahre alt
Urlaubsstärke: naturnah
Urlaubsschwäche: hat immer Hunger

Kaye
Grundinfos: weiblich, gute fünfzehn Jahre alt
Urlaubsstärke: lässt sich – wenn sie sich darauf einlässt – für Erfahrungen richtiggehend begeistern
Urlaubsschwäche: Tierphobie

Melanie
Grundinfos: weiblich, 42 Jahre alt
Urlaubsstärke: macht grundsätzlich erstmal jede Art Urlaub mit
Urlaubsschwäche: überlässt die Reiseplanung typischerweise anderen (also mir)

Yves Gorat
Grundinfos: männlich, 45 /46 Jahre alt (Geburtstag während Urlaub)
Urlaubsstärke: not my first rodeo
Urlaubsschwäche: nimmt es persönlich, wenn Wetter und Verfügbarkeiten nicht mitspielen

Vorbereitung

Irgendwann in 2022. Kaye und ich laufen durch die Stadt und diskutieren den anstehenden Kurzurlaub.

Ich so: »Wir müssen dann eh mal schauen, wie oft wir noch zusammen, als Familie, in den Urlaub fahren.«

Sie so: »Hä?«

»Das heißt *weswegen*.«

»Weswegen?«

»Weil ihr mit zunehmenden Alter mehr mit euren Freunden und Freundinnen machen wollt. Und nicht unbedingt mit den Eltern.«

»Pf«, weist Kaye dies von der Hand. »Solange ihr uns coole Urlaube bezahlt, kommen wir mit.«

Opportunistisch, aber ergibt Sinn.

Somit wächst der Druck auf die Eltern, etwas zu bieten, das die Kids nicht ausschlagen können. In dem Zusammenhang: Nach wie vor haben sie den 2018er Roadtrip mit dem Camper durch Arizona, Utah und Nevada in extrem guter Erinnerung behalten. Und ich selbst habe seit Jahrzehnten das Thema *Safari* auf der To-Do-Liste. Zeit, diese beiden Aspekte zusammenzubringen.

Dementsprechend buche ich schon im Herbst 2022 den Flug nach Süden für den Sommer 2023. Die Wahl fällt auf Namibia, da dies gemäß Literatur und Gesprächen mit Afrikanern und Afrika-Vielreisenden für Kinder und Familien die sicherste Option sein soll. Drei Wochen wollen wir uns nehmen, damit sich der Aufwand auch lohnt. Und dieser ist tatsächlich immens. Allein die Vorbereitung beschäftigt uns einige Wochen lang:

Medizinische Ausrüstung:

- Impfungen: Standardimpfungen gemäß RKI
- Desinfektionsmittel
- Einmalspritzen (5 x 2 ml und 5 x 5 ml, 2 x 10 ml)
- Einmalkanülen (5 x Größe 01, 5 x Größe 12)
- Alkohol
- Fieberthermometer
- Breitspektrum-Antibiotikum
- Elektrolytpulver
- Ibuprofen
- Durchfallmittel (sollte eigentlich *anti*-Durchfallmittel heißen, aber gut …)
- Paracetamol
- Übelkeitsstiller (Kaugummi)
- Augentropfen gegen Bindehautreizung
- Hautausschlagmittel
- Halstabletten
- Cortisol
- Insektenabwehrmittel (Wirkstoffe Icaridin / Picaridin > 20 %)
- Insektenvertilgungsmittel (Wirkstoff Permethrin)

- Anti-Insekten-Imprägniermittel für Kleidung und Insektennetze (z.B. Nobite)
- Pflaster
- Blasenpflaster

Dokumente:
- Reisepässe
- Reisepasskopien
- Deutsche Führerscheine
- Internationale Führerscheine (Pflicht!)
- Internationale Geburtsurkunden der Kinder (Pflicht!)
- Impfhefte
- Impfheftkopien
- Visumkopien (vor Ort)

Outdoorausrüstung:
- Adapter: Während in Deutschland der Steckertyp F genutzt wird, ist es in Namibia der Typ D beziehungsweise M (drei runde Pins). Immerhin sind Spannung und Frequenz gleich, es braucht also keine Transformatoren
- Taschenlampen
- Schwarzlicht-/Skorpion-Taschenlampe
- Powerbank (18.000 mAh)
- Moskitonetz
- Wanderrucksack
- Verschließbare Beutel
- Stirnlampen x 5
- Klammerbeutel
- Müllbeutel (vor Ort)
- Handwäscheseife
- Sky Map App
- Reisespiele
- Sonnenbrillen
- Ersatzbrillen
- Wasserflaschen
- 3 x Kindle und vorher geladene Bücher
- Sonnenschutz
- Handdesinfektion
- Wanderset (kleiner Beutel, der bei allen Wanderungen mitgenommen wird) mit:
    - Fernglas
    - Multitool
    - Kordel
    - Trillerpfeife
    - Kompass
    - Hängeschloss

- Näh-Set
- Spanngurt
- Kniesupport
- Schnürsenkel
- Hängegurt
- Plastikschnallen

Kleidung

- Helle, langarmige Kleidung vor allem für Dämmerung und Nacht
- Jacken
- Schals
- Hüte
- Knöchelhohe Schuhe

Und schließlich, der letzte Punkt auf dem Vorbereitungsprogramm, kurz vor Abreise: *Der König der Löwen* auf dem heimischen Fernseher. Für die Einstimmung.

»Nants ingonyama!«

1. Juli 2023: Windhoek

Auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt sammeln wir erste Eindrücke von der Hauptstadt Namibias sowie deren Umgebung. Das erste Wort, was einem in den Sinn kommt, ist »trocken«. Nicht gänzlich unerwartet. Gelbbraune Gräser, trockene Flussbetten, Savanne. Ein bisschen wie Utah. Der zweite mir einfallende Begriff ist »sauber«. Tatsächlich liegt nirgends Müll herum. Die Straßen und auch der Bereich daneben ist sauber. Das kannten wir aus anderen afrikanischen Ländern wie Ägypten und Äthiopien ganz anders.

»Schau«, meint Melanie und zeigt auf ein Warnschild am Wegesrand, welches ein hundeähnliches Tier mit Punkten zeigt. »Kein Zebra«, stellt sie – leicht enttäuscht und mit profundem zoologischen Wissen – fest.

»Nein«, stimme ich zu. »Dafür fehlen der stilisierten Hyäne dort die Streifen. Und die Hufen. Und der Pferde-ähnliche Kopf.«

Einfacher fällt die Zuordnung bei den nächsten Tieren, die wir – dazu noch live und in Farbe – zu Gesicht bekommen: »Affen!«, schallt es gleich mehrere

Male durch den Minibus. Eine größere Gruppe schwarzer Paviane sitzt am Autobahnrand und gibt sich demonstrativ unbeeindruckt von den vorbei rasenden Autos. Der Trip fängt gut an! Zumindest für Melanie und mich. Die Kinder pennen auf den Rücksitzen und haben die Aufregung verpasst.

Niedrige Gebäude und eine relativ geringe Verkehrsdichte: Windhoek macht nicht den Eindruck einer Metropole. Statt Gebäude-Sightseeing verlegen wir uns daher aufs Straßenschildlesen. Denn das darauf vorhandene Sprachenwirrwarr verrät so einiges über die Historie der Stadt beziehungsweise des Landes. Mal sehen wir das englische »Road«, dann das deutsche »Straße« und schließlich das afrikaanse »Straat«. Letzteres Idiom findet außerdem Anwendung bei der Bezeichnung der Hauptstadt. »Windhoek« ist Holländisch beziehungsweise Afrikaans für »windige Ecke«. Heute ist es jedoch fast windstill. Und trotz Winter und des noch jungen Tages mit 20 Grad relativ warm.

Der Minibus fährt uns und drei andere Familien direkt zum Autovermieter. Schon mehrere ehemalige Namibia-Reisende sowie der Reiseführer haben uns vorgewarnt, die Überprüfung von Mietwagen und Ausrüstung ernst zu nehmen. Den Mietvertrag lese ich mir dementsprechend genauestens durch, Werkzeuge inklusive Wagenheber lassen wir uns vorführen, alle Schäden werden aufgezeichnet. Ganz wichtig schließlich noch: ein zweiter Ersatzreifen.

Kurz nach elf schaffen wir es dann mit dem umgebauten Toyota Hilux in den Linksverkehr zuerst zu einem Spar (erstaunlich, wo sich mittlerweile deutsche Supermarktketten finden) und anschließend zum *Londiningi Gästehaus*, im Nordosten im Stadtteil Eros gelegen. Uns erwartet eine moderne Anlage mit etwa fünfzehn Zimmern, einem Innenhof mit (viel zu kaltem) Pool und unerklärlicherweise den Durchgang zu den Zimmern mitten durch die Küche.

Wir räumen gehetzt alles ein, schlingen das im Spar gekaufte Essen hinunter und scrollen hektisch durch die neuesten Nachrichten. Denn hier gibt es WLAN! Zum Schock unserer Brut haben wir uns absichtlich gegen ein Datenpaket entschieden, um ein wenig *Digital Detoxing* zu betreiben.

Wir sind gerade so Abreisebereit, als um Punkt 13 Uhr das Türklingeln erschallt. Stefan[1] steht mit einem seiner antiken Land Cruiser vor dem Tor. Auch nach einigen Jahrzehnten in Afrika hat er offensichtlich die deutsche Pünktlichkeit nicht abgelegt.

Wir stellen uns vor, die Kinder hüpfen in den offenen Wagen, dieser wird gestartet, wir fahren los – und halten nach einem Meter wieder an. Stefan zeigt auf die Nester am gegenüberliegenden Baum.

»Nester der Webervögel«, erklärt er. »Dementsprechend muss es in relativer Nähe offenes Wasser geben.«

»Pool?«, mutmaße ich.

[1] Name geändert, da einige Ansichten unseres Reiseführers den unseren diametral entgegenstehen.

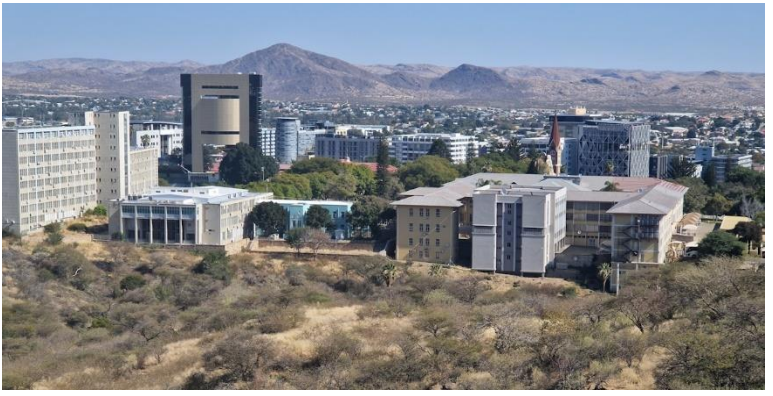
»Vermutlich.« Er zeigt erneut auf die Nester. »Das sind recht interessante Tiere. Der Hausbau ist bei den Webervögeln vor allem den Männchen überlassen. Je nach Verfügbarkeit kommen Pflanzenfasern, Wolle und Federn zum Einsatz. Meistens werden sogar mehrere der Nester von einem einzelnen Männchen gebaut, um damit die Chancen zu erhöhen, dass einem Weibchen zumindest eines der Konstrukte gefällt. Die perspektivische Mutter übernimmt anschließend die Einrichtung. Neben Einzelnestern bauen einige Webervögel-Arten gemeinsame Konstruktionen, in denen jeder seinen eigenen Bereich hat. Mehrere Meter Durchmesser können so erreicht werden – und ein ordentliches Gewicht.«

Erneut wird der Wagen gestartet und wir fahren auf einen Aussichtspunkt nordwestlich der Stadt. Obwohl selbst relativ hoch gelegen – auf 1650 Meter – befindet sich Windhoek in einem Tal, umgeben von einer Reihe an Gebirgen. Wie Namibia selbst (2,4 Millionen Einwohner) ist auch Windhoek einwohnertechnisch mit einer Kopfzahl von etwa 326.000 für eine Hauptstadt relativ klein – und gleichzeitig flächenmäßig groß. Genau genommen bring Windhoek es auf die siebenfache Ausdehnung Berlins. Das Land selbst schafft es auf die zweieinhalbfache Größe Deutschlands. Gerade hier in der Hauptstadt wächst die Bevölkerung rasant – weiterhin eher in der Fläche als in die Höhe. Platz genug ist ja …

»Die Umgebung hier ist nicht ganz ungefährlich«, erklärt Stefan. »Grundsätzlich ist Namibia sehr sicher, aber zu Diebstählen kann es schon Mal kommen. Deswegen fährt hier zur Kontrolle auch alle paar Minuten ein Polizeiauto in Zivil vorbei. Vor allem zum Schutz der Touristen.« Kurz erklärt er uns die vor uns liegende Stadtansicht mit den relevantesten Gebäuden. Dann kommt er erneut auf die Kriminalität zu sprechen: »Wobei sogar Überfälle in der Regel eher gemäßigt ablaufen. Wir haben hier in Namibia hauptsächlich die Idioten abbekommen, die fachlich nichts können, dafür aber relativ brav sind. Sie halten sich die Weißen im Lande, damit alles läuft.«

Kurz verschlägt es uns die Sprache.

»Das hört sich vielleicht etwas hart an«, fährt er fort, als er unsere Irritation bemerkt. »Aber tatsächlich läuft alles nur deswegen in geordneten Bahnen, weil die Europäer hier bis heute in starkem Maße vertreten sind. Vier Prozent der Bevölkerung, also 100.000 Personen, sind weiß. Die meisten davon wohnen seit mehreren Generationen im Land. Drei Viertel davon sind Buren, die sich als weißen Stamm Afrikas sehen. Dazu kommen rund 20.000 Deutsch-Namibier. Sie verantworten quasi die gesamte Wirtschaft.«



Vielleicht ist das heute so. Doch schon seit mindestens 5.000 Jahren zieht es die Menschen an die Quellen, die der ursprüngliche Grund für die Besiedlung Windhoeks sind. In jüngerer Geschichte »gegründet« wurde die Stadt allerdings erst 1837 von Ihara-mûb, beziehungsweise (für westliche Menschen einfacher auszusprechen) Jonker Afrikaner. Da er Gewehre besaß, konnte er sich mit seinem Stamm der Orlam gegen die anderen Stämme behaupten. Mit Macht geht bei Menschen bekanntermaßen nicht selten Fehlverhalten einher – Jonker Afrikaner wollte hier anscheinend nicht aus der Reihe tanzen: Er trank exzessiv und finanzierte dieses Hobby mit Raubzügen. Zwar hatte er eine Art Freundschaftspakt mit dem Führer der Herero (einem weiteren hier ansässigen Stamm) geschlossen, doch nach dem Ableben der beiden Stammesführer kam es zwischen den jeweiligen Erben Jan Jonker und Maharero schon bald zu Auseinandersetzungen. Windhoek verkam langsam von einem Missionarsvorbild zu einem verwahrlosten Sündenpfuhl. Zumindest aus Sicht der westlichen Besucher und Bekehrer. Mit dem Vatermord an Jan Jonker durch dessen unehelichen Sohn Phanuel war der Weg für eine gemeinsame Front mit einem bisherigen Kontrahenten der Orlam, den Nama, frei. Zusammen mit dem Anführer der Nama, Hendrik Witbooi, ging es gegen die Herero, die nun zunehmend unter Druck gerieten. Deren Anführer Maharero suchte sich Hilfe bei den ab den frühen 1880ern verstärkt mitmischenden Deutschen, die aus Opportunismus heraus einen Schutzvertrag mit den Herero schlossen. Damit stellten die Herero nämlich sowohl sich selbst als auch Windhoek unter deutsche Herrschaft. Passend zu den expansionistischen Plänen der Deutschen für ihr Deutsch-Südwestafrika.

Obwohl Maherero kurz darauf starb, festigten die Deutschen ihre Präsenz in Windhoek. Die Stadt entwickelte sich rasant und Segregation fand von Tag 1 an statt. Am Ende kämpften die Deutschen bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert immer wieder gegen die unterschiedlichsten einheimischen Gruppierungen, je nachdem wer sich gerade gegen ihre kolonialistischen Bestrebungen wehrte.

Stefan zeigt auf einen Funkturm hinter uns. »Da oben gibt es Kameras, um sicherzustellen, dass niemand Metallleitungen entwendet oder Touristen beklaut. Als es letztens einen Vorfall gab, bei dem einem Deutschen der Generalschlüssel für das Amt Dortmund[2] geklaut wurde, wurden im Kontrollzentrum die Aufnahmen der dortigen schwarzen Angestellten ausgewertet. Statt die Touristen und die zugehörigen Autos zu beobachten, hatten die Mitarbeiter ihre Kameras leider auf den Bildschirm-füllenden Hintern einer Touristin herangezoomt.«

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das seine vorherige Theorie zur begrenzten Arbeitsfähigkeit der lokalen Bevölkerung wirklich untermauert, aber amüsant ist die Geschichte dennoch. Auf jeden Fall ist es die einzige Information der vierstündigen Tour, die Lieven auch drei Wochen später noch in Erinnerung hat.

Wir fahren einen Kilometer weiter, wieder in den bebauten Bereich hinein, wo das ehemalige Munitionslager der Deutschen die Zeit überdauert hat. Als Parkplatz dient Stefan erneut der Fußgängerweg, wo er auf die Motorhaube steigt und eine Mistel von einem Wirtsbaum pflückt. »Wenn die noch einen grünen Kopf haben, dann kann der Inhalt mit ein wenig Spucke als Klebstoff dienen«, erklärt er. »Damit fingen die Buschmannkinder Vögel, typischerweise vor kleinen Wassertümpeln.« Er zeigt auf den eigentlichen Baum. »Das ist ein

[2] Stadt geändert – man weiß ja nie, wer sonst nachträglich noch Ärger bekommt …

Kameldornbaum, hier überall zu finden. Mit ziemlich scharfen Stacheln. Das hält die Giraffen allerdings nicht davon ab, die Blätter zu Essen. Dabei halten sie sich immer nur zehn Minuten am jeweiligen Baum auf, weil dieser – sobald er angefressen wird – terpentinartige Stoffe produziert und in die Blätter pumpt. Spätestens zu dem Zeitpunkt macht sich die Giraffe wieder auf den Weg.«

Eine farbenfrohe Echse beobachtet Stefan, der nun wieder einsteigt und erneut auf die namibische Wirtschaft beziehungsweise deren menschlichen Basis zurückkommt: »Es gibt in ganz Namibia bloß 46.000 Einkommenssteuerzahler. Diese fällt ab etwa 460 Euro pro Monat an. Viel von den Steuergeldern versickert anschließend durch Korruption.« Er erläutert dies anhand einiger Beispiele von größeren Infrastrukturprojekten, während wir in das Zentrum fahren und dort vor dem *Nationalmuseum* von Namibia halten.

Auf der anderen Straßenseite steht noch die *Alte Feste*, einst von den Deutschen gebaut. Die Straße weiter hinunter folgt das zentrale Wahrzeichen und noch heute der Bischofssitz der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde: die *Christuskirche*. Von 1907 bis 1910 in einem ziemlichen Durcheinander von Neoromanik, Gotik und Jugendstil errichtet, würde der Bau in einem deutschen Dorf kaum auffallen.

Rechts davon, in direkter Nähe steht das vor allem für seinen Spitznamen berühmte Parlamentsgebäude. Der *Tintenpalast* wird so genannt, weil die deutschen Kolonialbeamten in ihrer Verwaltungswut riesige Tintenmengen verbrauchten.

Keines von diesen Gebäuden werden wir direkt besuchen. Tatsächlich nutzt Stefan seine Redezeit vor allem für das historisch kaum interessante, zwischen *Alte Feste* und *Christuskirche* stehende *Unabhängigkeits-*

Gedenkmuseum. Sowohl dieses wie auch das *State House* wurden von einer nordkoreanischen Firma errichtet. Arbeiter des gleichen Landes versetzten 2013 das berühmte Reiterdenkmal des Kaiser Wilhelm in die *Alte Feste* hinein. Eine gewisse Nähe zu autoritären Regimes scheint man sich hier offensichtlich bis heute erhalten zu wollen.

Mit fremder Autorität kennen sich die Namibier in der Tat gut aus, denn auch das Kapitel nach der deutschen Herrschaft fiel eindeutig unter diesen gemeinsamen Nenner. Es begann 1915, als die Stadt an den südafrikanischen General Louis Botha übergeben werden musste, um dann ab 1920 gemeinsam mit dem Rest von Südwestafrika (das Wort »Deutsch« wurde zu diesem Zeitpunkt aus bekannten Gründen gestrichen) unter das Mandat von Südafrika gestellt zu werden. Damit wurde Südafrika zwar verwehrt, das Land einfach zu schlucken, doch es verfügte darüber, als ob es sein Eigentum wäre. In der Folge wurde die Situation der weitgehend unmündigen schwarzen Bevölkerung nicht besser: Die Unterdrückung wurde weitergeführt. Dies umso stärker, nachdem 1948, mit der Machtübernahme der Nationalen Partei in Südafrika, die Apartheid umgesetzt wurde. Ein erzwungener Umzug aller Schwarzen in den neu eingerichteten Stadtteil Katatura wurde forciert. In den folgenden Jahrzehnten versuchte Südafrika weiterhin Südwestafrika einzugliedern, was zu Streitigkeiten mit der UNO und gewaltsamen Auseinandersetzungen im Land führte. 1971 erklärte der internationale Gerichtshof Südafrikas Bestreben in Namibia für illegal. Eine schließlich im Jahr 1978 angenommene UN-Resolution führte verzögert zur Unabhängigkeit im Jahr 1990. Demokratische Grundgedanken bleiben jedoch unter Druck –

unter anderem durch eine langjährige Nähe zwischen des drei Amtszeiten regierenden Nujoma zum in Simbabwe regierenden autokratischen Mugabe. Es überrascht somit kaum, dass wir gerade auf der Robert Mugabe Avenue parken.

Dennoch ist das Land heute, im Jahr 2023, fast schon ein afrikanischer Vorzeigeschüler bei Infrastruktur, Sozialsystem, Frauenrechten und Einkommen. Obwohl die Wirtschaft nach wie vor zum Großteil auf Landwirtschaft, Fischerei und Bergbau basiert. Dabei stellt der Staat selbst etwa fünfzehn Prozent des Arbeitsmarkts in den eigenen Reihen.

Bevor wir weiterfahren, kaufen wir zwei Männern ihre geschnitzten Palmennüsse ab. Die von der Makalani-Palme produzierten Nüsse werden durch Abtragung der braunen Haut verziert und gerne auch mit dem Namen des neuen Besitzers versehen. Stefan gibt den Preis vor.

Nun wird es Zeit für *den* Teil der Stadtrundfahrt, für den wir Stefan eigentlich gebucht haben: Den Besuch des Stadtteils Katutura. Dieser liegt, wie andere ärmere Stadtgebiete, im Norden, während der Osten und Südosten eher wohlhabenderen Bevölkerungsschichten vorbehalten sind.

Zur Vorbereitung soll es einen Panorama-Blick auf die Armenviertel geben. Dafür müssen wir auf eine Hügelkette hinauf, die es über die Autobahn zu erreichen gilt. Bei erhöhter Geschwindigkeit und im strammen Gegenwind gestalten wir unsere Frisuren um. Der Land Cruiser röhrt und rattert. Ich bete, dass Stefan das Gefährt im Griff hat.

Am Straßenrand fallen alle paar Meter kleine Händler mit ihren Wellblechhütten auf. Anscheinend ist das Anhalten am Rand der Autobahn in Namibia zumindest mal geduldet.

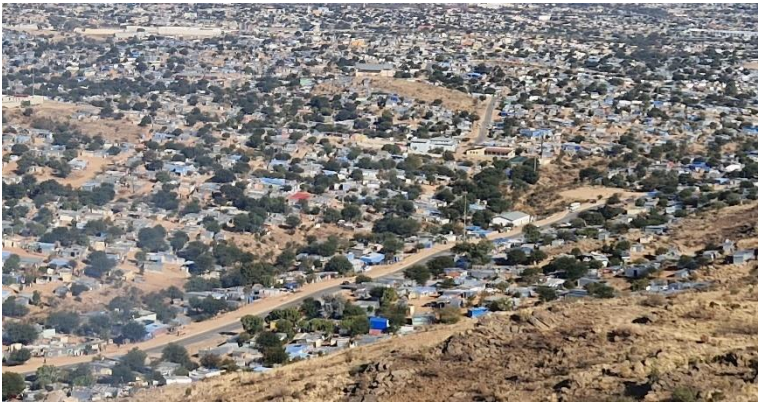
Nach der Abfahrt geht es über Sandpisten in schönster Safari-Manier die Hügel hinauf. Dabei springt die Rückenlehne der Sitzbank von mir und Melanie gleich mehrere Male aus der Halterung, womit wir gleich ein wenig Bauchmuskeltraining betreiben können.

Auf einer Hügelkuppe halten wir an und etwas gerädert springen wir vom Wagen.

»Erstaunlich, was diese Fahrzeuge aushalten«, sage ich.

»Na ja«, relativiert Stefan. »Für die heutigen fünf Stunden Fahrt stehen nachher zwei Stunden Reparaturen an.«

Wir betrachten das sich in die Täler ausbreitende Windhoek von oben. Einige teure Siedlungen fallen ins Auge, vor allem aber das Glitzern von Abertausenden rechteckiger Wellblechhütten.



»Zwei Drittel der Behausungen in Windhoek sind aus Blech«, erklärt Stefan und spitzt die Ohren. Jetzt hören auch wir Gejohle und Musik.

»Heute ist der erste Samstag im neuen Monat, daher wird gefeiert«, erklärt er. »Das Gehalt ist da. Wobei *feiern* oft *trinken* heißt. Alkohol ist hier ein riesiges Problem. An solchen Tagen wie heute ist ein Großteil der erwachsenen Bevölkerung bereits am frühen Nachmittag betrunken. Sie haben sich nicht im Griff. Sind dazu kognitiv einfach nicht in der Lage.« Damit beginnt ein weiterer unfreiwilliger Abstecher in das hier anscheinend sehr großzügig ausgelegte Grenzgebiet zwischen Wissenschaft und Rassismus. »Wir haben gerade ein Projekt, welches versucht herauszufinden, worauf die mangelnde kognitive Entwicklung der Einheimischen zurückzuführen ist«, erklärt Stefan. »Ich glaube, dass es an der Ernährung liegt.«

Dazu ein wenig Background: Das Nationalgericht der meisten Länder ist typischerweise nicht unbedingt Haute Cuisine. Das gilt auch in Namibia. Mieliepap heißt das Hauptgrundnahrungsmittel, im Wesentlichen ein Maisbrei mit – je nach finanziellen Möglichkeiten der Zubereiter – weiteren Zutaten.

»Der Brei hat wenig Nährstoffe und ich glaube, dass sich daher im jungen Alter das Gehirn nicht optimal entwickelt. Um das zu testen, ernähren wir

gerade eine Gruppe von Babys und Kindern mit höherwertigem Essen. Die wollen wir dann mit normal aufwachsenden Kids vergleichen.« Stefan zuckt die Schultern. »Sollte sich herausstellen, dass die schlechtere kognitive Entwicklung nicht an der Ernährung liegt, wäre die Schlussfolgerung unter Umständen dann doch eine genetische.«

Einen Moment lang fühle ich mich einige Jahrzehnte in die Vergangenheit zurückversetzt.

Wir schauen schweigend auf die vor uns ausgeschmierte Stadt. Menschen kann man von hier oben nur schwer ausmachen. Dafür Rauch. Nicht weit von uns entfernt brennt ein unkontrolliertes Feuer im Busch. Das scheint aber niemanden zu stören.

Bei der Fahrt hinunter nach Katatura fallen uns mehrere Mofa-Fahrer mit Bierflaschen in der Hand auf. Eine Frau torkelt mit einer Weinflasche die Straße entlang. Wir passieren eine durchgängige Kulisse von Wellblechhütten, bevor wir abbiegen und direkt in das Wirrwarr hineinfahren.

Katutura (»Der Ort, an dem wir leben möchten«) wurde in mehrere Abschnitte für die verschiedenen Stämme aufgeteilt, was auch in der Bezeichnung der Häuser aufgegriffen wurde. An der Tür stand (beziehungsweise steht auch heute teilweise noch) zuerst ein Buchstabe für den Stamm: *D* für *Damara*, *H* für *Herero*, usw. Die neueren Bauten – und davon gibt es sehr viele – greifen diese Logik nicht länger auf. Die Landflucht hierher betrifft vor allem die Männer, deren Familien in der ursprünglichen Heimat bei Hof und Vieh verbleiben.

Wir parken und Stefan holt seinen lokalen Kontakt, Josef, herbei. Indem er ihn einbindet, gibt es einerseits ein gewisses finanzielles Einkommen für ihn – andererseits kommen wir uns nicht ganz so intrusiv vor.

Leider greift Josef tief in die Privatsphäre der hier lebenden Menschen – und unsere – ein. Wie viele seiner Kumpels ist er schon ordentlich angetrunken und kommt sich wie ein kleiner König vor. Nach nur wenigen Sekunden ist er uns mit seinen wie ein Mantra wiederholten Sprüchen »This is the *real* world,

not where you live«, dem »Relax, okay?« und dem »Everybody here knows me« bereits zutiefst unsympathisch. Dazu kaut er überheblich auf einem Pflanzenstiel herum und sagt jedem ihn abweisenden Menschen »You know me! I'm Josef!«

Obwohl wir darauf hingewiesen wurden, dass wir nicht ohne zu fragen fotografieren sollen, gilt das andersherum anscheinend nicht. Josef fördert dies sogar und führt uns wie sein Privatbesitz vor. Alle paar Meter wollen die Einheimischen vor allem mit Kaye Fotos machen. Das wird ihr schnell zu viel. Vor allem, da einige der Männer ihr recht nahekommen. Bei einem der neugierigen Passanten muss ich eingreifen und dessen wandernden Hände von meiner Tochter entfernen. Auch wenn die meisten Menschen hier sehr freundlich und bloß neugierig sind, ist die Erfahrung recht stressig.

Wir wandern über die sandigen Wege zwischen den Wellblechhütten, grüßen links und rechts und werden von Josef immer wieder genötigt, in Behausungen hineinzugehen und Fragen zu stellen.

Eigentlich fühlen wir uns nur dann wohl, wenn er sich irgendwo festquatscht und wir unbehelligt mit ein paar neugierigen Kindern oder Frauen reden können. Ohne Druck. Ohne Theater. Einige der Frauen laufen in festlichen Kleidern zwischen den Hütten hindurch. Die Kinder scheinen allesamt zur Schule zu gehen und sprechen teils ein passables Englisch.

Trotz der hohen Menschendichte und der erbärmlichen Armut ist der Wohnbezirk ziemlich sauber und aufgeräumt. Einen Job haben dennoch leider die wenigsten hier.

So interessant der Besuch war: Wir sind froh, als er ein Ende findet. Dies liegt allerdings weniger an Katatura selbst, sondern an Josef.

Die Rückfahrt zur Lodge führt über verschiedenste ehemalig segregierte Stadtteile. Mittlerweile ist es sechs Uhr, die Sonne geht langsam unter und die Temperatur sinkt rapide. Stefan schlägt uns noch vor, ins *Joe's Bierhaus* zu gehen, dann ist der Tripp vorbei.

Wir folgen Stefans Vorschlag, nachdem wir notdürftig im Gästehaus hergerichtet haben. Nur wenige Minuten mit dem Auto kurz entfernt ist das Restaurant in Lievens Worten »A nicer, more authentic *Rainforest Cafe*.« Es erinnert an ein Camp und besteht aus einer Reihe kleiner Gebäude, viele davon bloß ein Strohdach, andere ohne Fensterscheiben. Allerdings alle mit Tierköpfen an den Wänden.

Passend dazu trauen Melanie und ich uns an die Springbock-Filets. Zum vegetarischen Ausgleich gibt es den Braal Pilz Burger. Zufrieden schauen wir auf ein für den ersten Tag doch recht abwechslungsreiches Programm zurück.

2. Juli 2023: Rehoboth, Kalahari

Da die Tagestemperatur in Namibia auch im Winter oft in den Zwanzigern liegt, scheint eine Heizung als unnötiger Luxus verstanden zu werden. Allerdings sind die Nächte teilweise recht kalt, so dass wir gegen acht Uhr beim Frühstück mit Jacke auftauchen. Wir teilen uns den kleinen Raum ausschließlich mit Weißen, unter anderem aus Südafrika.

Die Fahrt nach Süden führt uns durch eine Savannenlandschaft, bei der wir erneut schwarze Paviane und vor allem Perlhühner beobachten können. Anhalten tun wir jedoch erst in Rehoboth, etwa neunzig Kilometer südlich von Windhoek. Rehoboth blickt auf eine kaum weniger bewegte Historie als die Hauptstadt zurück. In jüngerer Geschichte von den verschiedensten Stämmen beansprucht, drückten vor allem die so genannten Baster dem Ort ihren Stempel auf. Die Nachkommen von aus Südafrika hergezogenen Mischehen von Nama-Frauen und weißen Siedlern, wurden sowohl von der schwarzen als auch der weißen Bevölkerung ausgegrenzt. So blieb ihnen bloß, eine eigene Gemeinschaft zu bilden. Sie riefen sogar kurz vor der Unabhängigkeit Namibias ihre eigene Unabhängigkeit aus – eine Streitigkeit, die erst im Jahr 2000 gelöst wurde. Natürlich drückten auch die Deutschen der Stadt ihren Stempel auf: Bis heute befinden sich in Rehoboth historische Bauten wie die *Pauluskirche* und das *Haus der Missionshandelsgesellschaft*. Beides schauen wir uns kurz an. Verlassen und still liegen die Gebäude an einer vereinsamen Straße.

Weiter geht es durch bräunliche, weißliche und gelbliche Landschaften, die bloß die Trockenheit und relative Leere gemeinsam haben. Wir halten kurz an einem ausgetrockneten Flussbett und betrachten begeistert die im Gegenlicht fast weißen Gräser, die sich auf beiden Seiten der Straße bis in die gefühlte Unendlichkeit ziehen.

Kurz darauf erreichen wir den *Tropic of Capricorn,* den Südlichen Wendekreis, an dem die Sonne gerade noch so den Zenit erreicht. Dies natürlich im hiesigen Sommer, also um den 21. Dezember herum.

Zeit für ein Beweisfoto:

In unmittelbarer Nähe entdecken wir unseren ersten Termitenbau. Die emsigen Insekten kennen wir noch aus den USA – aber offensichtlich handelt es sich hier um eine andere Art. Denn zumindest eine der hiesigen Arten bauen äußerst fotogene Termitenhügel. Bis zu sechs Meter hoch, jeweils mit bis zu einer halben Million der kleinen Insekten versehen. Bloß ein Fünftel des Baus liegt über dem Erdboden, die Spitze zeigt immer nach Norden und das gesamte Termitenhochhaus neigt stets in Richtung Nordwesten (praktisch, wenn man sich zum Beispiel nachts nicht zu orientieren weiß). Von dem Bau gehen bis zu siebzig Meter tiefe Tunnel ab. Sie reichen bis zum Grundwasser, womit die Atmosphäre im Bau bei mehr oder weniger konstanten dreißig Grad und fünfundneunzig Prozent Luftfeuchte liegt. Dies gilt allerdings nur bis zur Regenzeit. Wenn Niederschlag die Savanne heimsucht, wachsen die Pilzkolonien, welche die Termiten züchten, um ihnen bei der Verdauung von Zellulose zu helfen, unfassbar schnell: bis zu anderthalb Meter pro Nacht. Sie brechen somit durch die Außenwände des Hügels. Passenderweise markiert die Regenzeit gleichzeitig die Ausschwärmzeit: Neue Termitenstaaten werden gegründet.

Während ich meiner Familie all dies erzähle, beschäftigt zumindest der weibliche Anteil unserer Reisegruppe etwas ganz anderes: Harndrang. Alle drei Mädels hängen somit ihren weißen Hintern in die Sonne.

Die gemäß Google Maps zu nehmende Abfahrt zu unserer nächsten Lodge scheint nicht zu existieren. Praktisch. Erst deutlich zu weit südlich können wir in Richtung Osten abbiegen. Die genutzte Straße scheint gleichzeitig die Grenze zwischen zwei sehr unterschiedlichen Landschaften zu bilden. Auf der einen Seite gibt es mehr des bisherigen: gelbe Savanne. Auf der anderen Seite breitet sich die Trockensavanne / Dornstrauchsavanne der Kalahari aus. Eine Million Quadratkilometer groß, besteht sie auf den ersten Blick ausschließlich aus rötlichem, groben Sand. Die Farbe stammt von der dünnen Schicht Eisenoxyd, die jedes Korn umschließt.

Berühmt bei Touristen sind vor allem die Dünen der Kalahari, die hier, im Südwesten der Trockensavanne, vorkommen. Zwischen zehn und dreißig

Meter hoch sind die in Windrichtung verlaufenden Längsdünen mit Gras und Akazien bewachsen. Viele der Pflanzen und Bäume scheinen abgestorben zu sein, doch die überirdischen Anteile sind bloß zum Vorteil der unterirdischen Wurzelwerke in den Hungerzustand versetzt, bis die Zeiten wieder besser werden. Auch die Tiere haben sich an die Trockenheit angepasst: Viele sind nicht auf flüssiges Wasser angewiesen, sondern beziehen die notwendige Feuchtigkeit aus ihrer Nahrung – im Falle der hiesigen Löwen zum Beispiel aus dem Blut ihrer Beute. Ähnlich verfahren beziehungsweise verfuhren die hier ansässigen San, eine indigene Ethnie: Anscheinend liefert eine ausgewachsene Antilope den wöchentlichen Flüssigkeitsbedarf einer San-Familie.

Kurz vor Erreichen unseres heutigen Übernachtungsortes fallen uns zu unserer Rechten plötzlich Strauße auf. Begeistertes Aufschreien und eine gefühlte Notbremsung sind die direkten Folgen. Die Beobachtung lässt hoffen, dass wir bei unserer geplanten heutigen Safari-Tour einiges an *Wildlife* sehen werden.

Die *Bagatelle Kalahari Game Ranch* liegt etwa 270 Kilometer südlich von Windhoek. Eigentlich sind (gemäß Internet) *Game Ranches* ähnliche Unternehmungen wie *Game Farms*: Orte, an denen Wildtiere gezüchtet werden, um sie anschließend für das Jagen auszusetzen. Im Gegensatz dazu steht bei der *Bagatelle Kalahari Game Ranch* vor allem die Beobachtung der Fauna und Flora im Vordergrund.

Das Hauptgebäude der Lodge entspricht den europäischen Vorstellungen einer afrikanischen Busch-Unterkunft: Offene Gemächer, Rietdächer, lederbezogene Couchen und Sessel, Tierköpfe an der Wand, Kamine, …

Neben eines Begrüßungsgetränks bekommen wir den Schlüssel zu dem Waschraum unseres Campingplatzes überreicht. Dieser liegt etwa einen Kilometer von der Lodge entfernt. Direkt neben einem Kameldornbaum, in dem sich eines der riesigen gemeinschaftlichen Webervögel-Nester befindet,

bauen wir unsere Schlafplätze auf. Wir verzichten auf das Bodenzelt und klappen stattdessen bloß die Aufbauten auf dem Dach des Geländewagens auf. Zwar sind sie so dem Wind stärker ausgesetzt, dafür aber ein paar Meter von kriechenden (und jagenden) Tieren am Boden entfernt.

Nach getaner Arbeit wandern wir zurück zur Lodge. Dazu laufen wir von West nach Ost, entlang der parallel verlaufenden roten Dünen. Campingplätze und Hauptgebäude liegen in einem Tal, die Übernachtungs-Lodges liegen auf der südlichen Düne.

Die im Vorfeld gebuchte *Combination Drive* verbindet gleich mehrere Attraktionen der *Bagatelle Kalahari Game Ranch*: eine Safari, eine Leoparden-Fütterung und einen Sundowner – also die Beobachtung des Sonnenuntergangs mit einem (bevorzugt alkoholischen) Getränk in der Hand.

Für die drei-stündige Tour steigen wir zuerst in einen offenen Geländewagen, mit dem wir die erste Düne nach Norden überkreuzen. Fast augenblicklich stoßen wir auf Springböcke. Kurz darauf passieren wir einigen Giraffen.

»Es gibt schwarze, goldene, weiße und kupferne Springböcke«, erklärt unser Fahrer, bevor er sich der von den Touristen offensichtlich bevorzugten Tierart zuwendet: »Giraffen werden in der Regel nicht besonders alt. Ihr Gebiss und ihr Mund leidet unter den Dornen des Kameldornbaums. Irgendwann können sie deswegen nicht mehr essen und verhungern.«

Hier muss ich kurz an Marie Antoinette und das ihr (vermutlich fälschlich) zugeschriebene Zitat »Wenn sie kein Brot haben, dann sollen sie doch Kuchen essen« denken. Aber so richtig viel Alternativbotanik gibt es hier halt nicht.

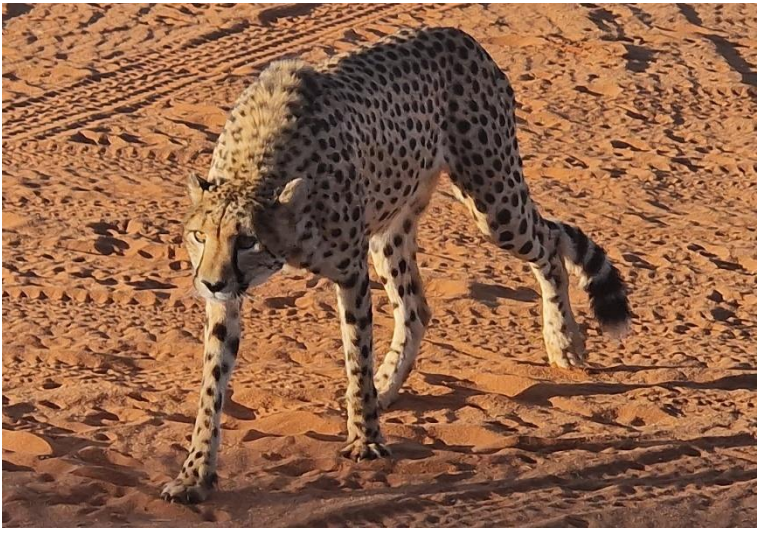
Vorbei an einer größeren Gruppe von *common blue wildebeest*, also Streifengnus, setzen wir die Fahrt fort. Tatsächlich ist auch das Streifengnu eine Antilope, obwohl das Tier eher wie eine Kuh auf Steroiden aussieht.

Einer der Mitfahrerinnen fällt eines der Gemeinschaftsnester der Webervögel auf. Der Fahrer erklärt, dass jeder Webervogel seinen eigenen Bereich hat. Außerdem werden die Bauten oft so groß und schwer, dass der jeweilige Ast nachgibt. Tatsächlich sehen wir immer wieder auf dem Boden liegende Strukturen, aus denen ein abgebrochener Ast herausragt. »Das ist auch der Grund dafür, dass die Kap-Kobra, die giftigste Kobra-Art Afrikas, gerne in oder unter den Bäumen mit solchen Nestern wartet. Wenn Teile herabfallen, ist sie zur Stelle. Deswegen sollte man besser nicht unter solchen Bäumen spazieren gehen. Ein einziger Biss kann die letale Dosis für sechs Personen enthalten.«

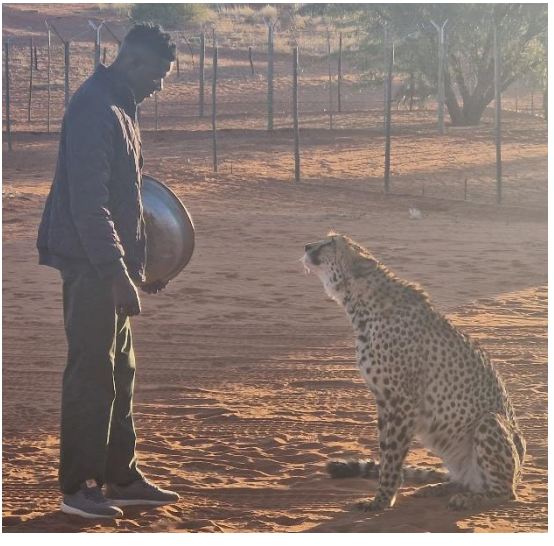
Ich drehe mich zu Kaye um, die wie ich gerade realisiert, dass wir direkt neben einem solchen Baum übernachten. Ihr Gesichtsausdruck sagt alles.

In dem letzten angefahrenen Dünen-Tal treffen wir schließlich auf die beiden ansässigen Breitmaulnashörner. Friedlich stehen sie in der Gegend herum und Grasen, während eine weitere Herde von Streifengnus um die Wette rennt.

Nun wird es Zeit für Programmpunkt zwei: die Leoparden-Fütterung. Anscheinend befinden sich fast alle der geschätzten 12.000 in Namibia lebenden Leoparden auf Game Ranches und nicht in der vollständig freien Natur. Auch hier bewohnen sie dementsprechend einen eigenen, durch Zäune abgegrenzten Bereich. Die Ankunft der Geländewagen versetzt sie in Unruhe – die Autos sind das Zeichen für die anstehende Fütterung.



Einige Angestellte haben große Metallschüsseln mit rohem Fleisch in der Hand und bieten diese den herbeirennenden Tieren an. Wir bleiben alle auf den Jeeps, bloß beim letzten Leopard dürfen wir hinunter und etwas näher heran. Die unter der gefleckten Haut sich abzeichnenden Muskeln und das regelmäßige Fauchen, sowie einige Scheinangriffe führen aber dazu, dass wir alle auf Abstand bedacht sind.



Zurück auf eine der Dünen dürfen wir uns an einem Tisch mit Getränken und kleinen Snacks bedienen. Melanie kippt sich gleich zwei Gin-Tonic hinter die Binde, während die Kinder sich einen Kampf um das Karamell-Popcorn leisten. Dabei sehe ich kopfschüttelnd Nerys zu, die mit ihrem Cappy und dem Hüft-Täschchen wie Ritchie aussieht. Für den Rest des Urlaubs nennen wir sie aufgrund ihres fehlenden Kleidungsgeschmacks nur noch Techno-Nerys.

Während der Rest sich auf dem Rückweg an dem Campingplatz absetzen lässt, fahre ich mit zurück zur Lodge, um dort Holz zu kaufen. Kaum wird mir das Gewünschte gebracht, fällt mir auf, dass ich gar keine Zündwürfel habe.

»Habt ihr auch ein bisschen Anzünder für mich?«, frage ich kleinlaut bei der Rezeption nach.

Ja, haben sie. Die nette Frau geht für mich auf die Suche. Als sie zurückkommt, muss ich leider erneut nachhaken:

»Ähm … und habt ihr auch Feuer?«

Ich komme mir ein wenig vor wie das schlecht auf das Kochen vorbereitete Känguru im ersten Buch der Känguru-Chroniken von Marc-Uwe Kling. Doch die Dame bewahrt die Contenance und sucht mir eine Schachtel Streichhölzer raus.

Zurück am Zeltplatz entzünde ich fachmännisch das Lagerfeuer, um dann zu »kochen« (Wasser, Zwiebelsuppenpulver, gefrorene Erbsen, gefrorenes China-Gemüse). Der Vollmond spendet dazu mehr als ausreichend Licht, wir haben sogar richtiggehende Schatten.

Da es rapide kälter wird, geht es nach dem Duschen direkt ins Zelt. Aufgeregt müssen sich die Kinder noch angewöhnen, ihre Sprechlautstärke an die dünnen Leinenwände anzupassen. Ein weiteres Learning ereilt Lieven: In so kleinen Zelten mit geringer Luftwechselzahl sollte man nicht furzen.

Bloß eine halbe Stunde nach Schlafenszeit muss ich nochmal auf Toilette. Ärgerlich, da dies aufgrund von Schlafsack, Moskitoschutz, Leiter und Toilettenschlüssel ein ganz schöner Aufwand ist.

Keine zwei Stunden später wecken mich sechs grasende Pferde. Lautstark reißen sie direkt an unserem Campingplatz das Gras samt Wurzelwerk aus.

Zeit für einen zweiten Toilettengang, da die Kälte mir die Blase zusammen zieht …

Der Schlaf kommt weiterhin nur episodenhaft, denn nun nerven die Webervögel, da sie immer wieder aufgeschreckt piepsen. Wobei die sich vermutlich mindestens genauso darüber ärgern, dass Menschen direkt neben ihrem Haus einen Campingplatz gebaut haben.

Kurz darauf besuchen uns mehrere Springböcke. Auch sie auf der Suche nach Nahrung. Und schließlich lausche ich alarmiert gleich zwei Mal dem Vorbeiziehen eines grunzenden, wenn auch unsichtbaren Tieres. Ein Warzenschwein?

3. Juli 2023: Kalahari

Ziemlich durchgefroren stehen wir kurz vor sieben auf, um halb acht an der Rezeption auf Pete zu treffen, einem San, oder »Buschmann«, wie er selbst sagt. Dies, obwohl die Bezeichnung auch heutzutage einen leicht abwertendem Beigeschmack hat. »Pete« ist übrigens nicht sein wirklicher Name – diesen kann jedoch keiner von uns aussprechen. Denn achtzig Prozent der Worte in den »Buschmann«-Sprachen !Kung und !Xóõ (es gibt viele weitere) werden mit vier unterschiedlichen Schnalz- und Klicklauten gesprochen. Obwohl das Land bloß 2,4 Millionen Einwohner zählt (bei 1,6 Millionen Besuchern pro Jahr), unterteilen diese sich auf gleich zehn Volksgruppen, die entweder die offizielle Landessprache Englisch, Afrikaans oder eine der mindestens siebzehn afrikanischen Sprachen sprechen. Fast die Hälfte gehört den Ovambo an, die allerdings im Norden leben und auf die wir dementsprechend vermutlich wenig bis gar nicht treffen werden.

Zurück zu den San, die, da nomadischen Ursprungs, seit mindestens 20.000 Jahren umherziehen, um ihren Lebensraum dabei zunehmend eingeschränkt vorzufinden. Heute bewohnen sie hauptsächlich die Kalahari. Ein Grund für diese Reduktion der Verbreitung ist eigentlich ein sehr sympathischer: Eigentum war den San lange Zeit fremd, was zu einer freigiebigen Gib- und Nimm-Kultur führte – und zu fehlenden kriegerischen Auseinandersetzungen

zwischen den San. Das galt allerdings nicht für Streitigkeiten mit anderen Völkern. Vor allem der Ansatz, dass – egal wo – erlegtes Wild dem jeweiligen Jäger gehört, führte zu einigem Konfliktpotential. Bis heute führt die Jagd- und Sammelkultur ohne ausgeprägtes Besitzverständnis zu Schwierigkeiten bei der Integration der San in das Namibia des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Nah mit den San verwandt, nutzen die Nama (»rote Menschen«, auch Khoikhoi und früher – despektierlich – Hottentotten genannt), wie die San eine Sprache aus der gleichen Sprachgruppe (inklusive Klicklaute). Aufgrund der Gemeinsamkeiten der beiden Stämme werden sie auch als Khoi-San zusammengefasst. Allerdings legen die Nama einen gewissen Wert auf Besitz, nämlich auf den bestimmter Wasserstellen. Das mag unter anderem mit der Hauptbeschäftigung der Nama, der Viehzucht, zusammenhängen. Womit wir bei zwei Hauptproblemen des Landes wären: Wassermangel und Überweidung.

Durch den frischen Morgen marschieren wir in mehrfachen Kleiderschichten steckend zu einem Termitenhügel, wo wir erste Lebensweisheiten zum Überleben in der Trockensavanne bekommen. Zum Beispiel: Die Vorgehensweise zur Erbeutung des Ameisenbären. Eine Fähigkeit mit nur begrenztem Wert in Deutschland, aber man weiß bekanntermaßen nie, was einem Mal zupass kommt … Hier auch »Aardvark« genannt, ist das Tier nicht nur eine ehemals bevorzugte Beute der San, sondern außerdem unwillkommener Besucher der hiesigen Termitenbauten. Dummerweise sind letztere nicht wirklich gut versteckt. Dementsprechend schlendert der Ameisenbär einfach herbei und steckt seine klebrige Zunge etwa einen halben Meter in die Insektenwohnburg hinein. Die Termiten interpretieren den länglichen Gegenstand (richtigerweise) als einen Eindringling, woraufhin sie sich mit (so spielt sich dies zumindest vor meinem inneren Auge ab) lautem Kriegsgeheul darauf stürzen. Der linkische Ameisenbär wartet, bis genug Tierchen sich aus uninformierter Pflichttreue in seine Zunge festgebissen

haben – dann zieht er diese heraus und befördert die Beute direkt in seinen Magen.

Was das mit dem Erlegen eines Ameisenbären zu tun hat? Geduld!

Mit dem Verschlucken der Termiten handelt der Ameisenbär sich ein gewisses Problem ein: Erst nach drei Tagen segnen die in seinem Magen gelandeten Termiten das Zeitliche. Bis zu diesem Zeitpunkt versuchen sie – das ist sicherlich nachvollziehbar – dem Tod zu entrinnen, indem sie einen Weg hinaus suchen. Der Jäger muss somit Speiseröhre und Darm geschlossen halten. Die damit verbundenen Mühen führen dazu, dass der Ameisenbär sich drei Tage lang kaum bewegt und daher in direkter Umgebung unter einem Busch ausharrt. Die San spüren die vollgefressenen Tiere auf, öffnen ihnen den Magen und lassen die Termiten heraus. Damit überlebt der Termitenbau und fungiert für ein weiteres Aardvark als Köder. Und aus dem Jäger wird der Erlegte: Fell wird zu Kleidung und Fleisch zu Nahrung. Das ausgekochte Fett wird in Straußeneier abgefüllt und später als Mehrzweckwaffe genutzt: zur Hautpflege, gegen Kälte und Feuchte, sowie gegen Moskitos.

Zwei weitere San gesellen sich zu unserer Gruppe. Trotz vermuteten fünf Grad Celsius sind sie in locker umgehängte Felle gekleidet. Wir, die Weicheiertouristen, stehen ihnen in Pullovern, Jacken, langen Hosen, Mützen und umgehängten Decken gegenüber.

Weitere Vorstellungen werden getätigt und übersetzt, bevor wir die Düne erklimmen und an einem Kameldornbaum Halt machen. Auch hier ist die

Devise: keine Verschwendung. Fast das gesamte Lebewesen ist verwendbar. Das innere der Zweige lässt sich kauen und essen. Trockene Äste brennen gut. Die Borke wirkt – in Wasser gegeben und zu Tee gebrüht – als Medizin gegen Erkältung. Dünne, entrindete Zweige werden angebissen und zur Zahnreinigung verwendet. Die Samen benutzen die San zur Herstellung von Schmuck (zum Beispiel Armbänder). Aus den knorrigen Wurzeln werden Wanderstöcke, und das Harz fungiert als eine Art Kaugummi. Bloß die Dornen scheinen keinen Wert zu haben. Dafür halten sie den arglosen Vorbeigänger gerne mal fest. Auf Afrikaans heißt er daher auch *Wactabikkie tree*. Dies geht zurück auf das niederländische »Wacht een beetje«, was so viel wie »Warte ein wenig« bedeutet.

Ein paar Meter weiter wird uns eine Straußen-Falle vorgeführt. Eine Reihe weißer Steine wird ausgelegt und der letzte innerhalb eines Kreises von kleinen, senkrecht in den Sand gesteckten Ästen platziert. Um diese Holzstückchen ist wiederum eine Schlaufe gespannt, die an einem Baum befestigt ist.

Einer der uns begleitenden San spielt nun beeindruckend einen Strauß, inklusive Flügelgehabe und Halsgesten. Am Ende greift er in die Falle, verheddert sich in der Schnur und geht zu Boden. Ein wirklicher Strauß versteht nicht, wie ihm geschieht und stürmt nach jedem Fluchtversuch erneut davon. Anscheinend sogar so lange, bis er sich selbst den Hals durchtrennt. Auch dann rennt er wohl noch eine Weile kopflos weiter. Der San muss bloß den Spuren folgen, um das irgendwann zur Ruhe kommende (weil tot) Tier zu finden.

Hier stellt sich natürlich die Frage, warum die weißen Steine den Strauß überhaupt anlocken? Antwort: Sie essen sie.

Logische Folgefrage: Warum essen Strauße Kalziumsteine? Antwort: Typischerweise haben sie bis zu ein Kilogramm davon im Magen, und zwar zum Zerreiben der Nahrung, sowie als Rohstoff für die Eierschalen.

Wie beim Ameisenbär findet das gesamte Tier Verwendung. Federn landen in Matratzen, Sehnen werden zu Schnüren, die Haut zu Klamotten, die Knochen zu Waffen.

Erneut ein paar Meter weiter gräbt der dritte San ein (dort vorher deponiertes) Straußenei aus – eine weitere Nahrungsquelle der Jäger und Sammler. Pro Nest legt der Strauß bis zu zehn Eier, die etwa zwei Wochen bebrütet werden. Am Tag wacht das Weibchen über den potenziellen Nachwuchs, in der Nacht das Männchen. Da letzterer typischerweise sehr viel aggressiver ist, begeben sich die San bevorzugt am Tag auf ihren Raubzug. Der schnellste Läufer unter ihnen wirft seinen Speer, um sich dann hurtig von dannen zu machen. Während die werdende Mutter hinterher hetzt, suchen die anderen San die Eier und schütteln sie. Gibt es kein Geräusch, dann werden die Eier zurückgelegt, da sie bereits einen Fötus (nun mit Schleudertrauma) enthalten. Wenn dagegen das Schwappen von Flüssigkeit vernommen wird, so kommt das Ei in die Tasche und ergibt kurz darauf ein Supersize-Me-Omelett. Ein Straußenei entspricht von der Menge her in etwa zwei Dutzend Hühnereier.

Zurück zum Lockvogel: Da ein Strauß bis zu siebzig Stundenkilometer schnell rennt, sucht der San sein Wohl in einem Zickzackkurs. Kommt der Strauß dennoch zu nah, so legt der San sich flach auf den Boden. Der Strauß ist – wie bereits deutlich geworden sein dürfte – nicht der Hellste unter den Vögeln. Entweder rennt er weiter, an dem San vorbei, oder aber er weiß nicht

so richtig, was er mit der neuen Situation anfangen soll und zieht schließlich ab.

Übrigens sind nicht nur Menschen an den Eiern interessiert: auch Schakale kommen gerne auf einen Snack vorbei. Sie rollen die Eier gegen Steine, um sie zu öffnen.

An einer nachgebauten Siedlung – eine Ansammlung dreier Hütten – erwartet uns eine zehnköpfige Familie (beziehungsweise zehn Laienschauspieler, die vorgeben eine Familie zu sein). Hier erfahren wir, dass früher der etwa zwanzig- bis zweiundzwanzig-jährige Mann zum Häuptling ging, um von diesem fünf kleine Pfeile zu bekommen, mit der er eine achtzehn- bis zwanzig-Jährige eines anderen Dorfes in den Hintern schoss. Zerbrach sie den Pfeil, dann entsprach dies einer Ablehnung – und dem Junggesellen blieben noch vier Chancen. Im Falle der bei Männern in dieser Altersklasse nicht selten vorkommenden Selbstüberschätzung konnte er es erneut bei der gleichen Frau versuchen – oder sein Glück bei einer anderen testen. Das ging so lange, bis die Getroffene den Pfeil zum Häuptling mitnahm. Es folgte die Heirat. Wenn jedoch alle fünf Pfeile erfolglos verschossen wurden, musste der Junggeselle ein Jahr auf seine nächste Chance warten.

Ich hatte im Reiseführer gelesen, dass die San mittlerweile restlos in die moderne namibische Gesellschaft integriert wurden. Dies scheint zu stimmen, wie meine Nachfrage auf dem Rückweg zur Lodge ergibt. Im Sinne des Kulturerhalts wird die Sprache aber in der Schule gelehrt. Bestimmte Anlässe werden außerdem wie früher gefeiert. Jagen und sammeln wie anno dazumal

ist jedoch nicht länger möglich, da mittlerweile ein Großteil des belebbaren namibischen Landes in privatem Besitz ist.

Zurück an der Lodge besorgen wir uns heißes Wasser für Kaffee und Trinkschokolade und finden uns dann zum gemeinsamen Frühstück am Campingtisch ein. Zum gemeinsamen *kurzen* Frühstück. Denn nach etwa der Hälfte entdeckt uns die Ponyrotte von heute Nacht. Und mischt sich ein.

Der frechste der Vierbeiner durchsucht nicht nur die aufgebauten Vorräte und wirft die Mülltonne um – geschickt kann das Tier sogar bloß den Mülltonnendeckel entfernen. Kaye flüchtet sofort und beobachtet das Ganze aus sicherer Entfernung. Bei ihr beträgt diese Distanz in etwa hundert Meter. Nachdem Melanie von einem der Vierbeiner um das Badezimmerhäuschen herum getrieben wurde, lagern wir alle Essenssachen dort ein. Dazu zählt in den Augen der Pferde anscheinend auch der Geschirrschwamm. Einer der Gäule kaut nachdenklich darauf herum.

Nach dieser kleinen Episode wird ein wenig gefaulenzt und einer der direkt neben unserem Zeltplatz wohnenden Mangusten beobachtet. Auch wenn nicht der Mangusten-Art der Erdmännchen zugehörig, stellt sich diese Art ebenso auf die Hinterbeine und sieht damit gleichfalls ungemein putzig aus.

Wir können nicht anders: Wir fragen uns, was beziehungsweise wer sich gerade wohl hinter der nächsten Längsdüne aufhält. Somit begeben Melanie und ich uns nach kurzer Pause auf Wanderschaft, um die Ranch zu Fuß zu erkunden. Die Kinder wollen lieber ein wenig »chillen«.

Bereits nach der Überquerung der zweiten Düne entdecken wir Rappenantilopen und Giraffen. An letztere kommen wir erstaunlich nah heran.

Schließlich begegnen wir noch zwei Sträußen, die auf der Nachbarfarm grasen. In dem Zusammenhang stellt sich uns die Frage, wo eigentlich ein Zoo aufhört und »in der freien Natur« anfängt. Denn sogar ein Nationalpark ist am Ende begrenzt und von Zäunen umgeben.

Bei Rückkehr zum Campingplatz stellen wir fest, dass sich die Kinder in den letzten anderthalb Stunden kaum bewegt haben. Doch auch so sind Tierbeobachtungen möglich. Die Webervögel fliegen ein und aus, die Manguste lässt sich regelmäßig blicken, und ein zutraulicher Springbock spaziert vorbei. Außerdem findet Kaye den Stachel eines Stachelschweins. Vielleicht war es dann doch eher so ein Tier, das heute Nacht mindestens zwei Mal grunzend vorbeigelaufen ist?

Bloß Nerys hat inzwischen eine andere Beschäftigung gefunden und aufgenommen: Sie öffnet die halbmondförmigen Hülsenfrüchte der Kameldornakazien und hat so über fünfhundert glänzende, harte Samen angehäuft. Unter Sammelwut litt sie schon immer.

Wir scheuchen die Kinder auf: Es steht der Pool-Besuch an. Dieser stellt sich am Ende jedoch wirklich nur als *Besuch* heraus. Denn in Namibia herrscht im Juli Winter. Wir halten den Zeh in das kalte Wasser und genießen dann lieber Kuchen und Tee, bevor wir uns auf den Liegen breitmachen.

Heute wollen wir etwas früher zu Abend essen, also geht es schon gegen vier zurück zum Campingplatz. Der Grill wird ein zweites Mal mit Holz bestückt und Wasser zum Kochen gebracht. Nudeln mit Erbsen und Soße bilden das heutige kulinarische Highlight. Zuhause wäre dies keine besondere Mahlzeit, doch am Rand der Kalahari, bei untergehender Sonne, kommt sie einem Kaisermahl nahe.

Während die anderen schon um kurz nach sechs die Zelte beziehen, gehe ich ein letztes Mal zur Lodge, um die Fahrstrecke für morgen aus dem Internet herunterzuladen. Dann hüpfe ich unter die Dusche, ziehe mir im Vergleich zu gestern zwei zusätzliche Lagen an, füge einen Innenschlafsack ein und hoffe, dass ich die Nacht damit ohne Frieren überstehe.

4. Juli 2023: Keetmanshoop, Kokerboom Woud, Speelplek van die Reuse

Die Nacht war erträglich, doch keiner traut sich aus dem Schlafsack. Noch weniger Lust haben wir, mit eiskalten Fingern alles zusammen zu räumen und die Zelte zurückzubauen. Nach knapp einer Stunde ist jedoch alles geschafft, inklusive Frühstück, so dass wir gegen acht Uhr abreisebereit sind.

Ich hege die Hoffnung, in dem Game Reserve entlang der Schotterpiste nach Süden noch ein paar Strauße zu sehen. Stattdessen erhaschen wir einen Blick auf die beiden Breitmaulnashörner. So können wir sie nochmal aus direkter Nähe betrachten, aus einer Entfernung von nur wenigen Metern, bloß durch ein Zaun von uns getrennt. Wobei die Begrenzung aus Maschendraht wohl kaum einen dieser tierischen Panzer aufhalten dürfte. Allerdings sind Breitmaulnashörner eher ungefährlich, da nicht aggressiv. Im Gegensatz zu den Spitzmaulnashörnern.

Genauer betrachtet, ist die Gefahr für die Rhinos sogar größer als für uns. Es scheint ein leichtes, sie hier, von der Hauptstraße aus, zu erlegen.

Vorbei an Marienthal wollten wir eigentlich nach weniger als drei Stunden unser nächstes Ziel in der Nähe von Keetmanshoop erreicht haben. Leider addieren die vielen Baustellen eine Stunde hinzu. Erst gegen Viertel vor eins erreichen wir das nordöstlich von Keetmanshoop gelegene *Quiver Tree Rest Camp*, der *Gariganus Farm* zugehörig.

Zuerst entdecken wir Bungalows, die auf Tatooine (Star Wars) kaum auffallen dürften. Ein fehlplatziertes Design, glaube ich im ersten Moment.

Aber dann laufen wir in den Köcherbaumwald hinein und werden eines Besseren belehrt. Denn die bis zu neun Meter hohen Bäume scheinen direkt aus einem Science-Fiction Film zu stammen. Gold-schwarz gemaserte Stämme, eine schlagartig aufgehende Krone aus kahlen Ästen mit nur am Ende gelbe Blüten (und das bloß im Juni und Juli). Dazu scheinen sie quasi auf den schwarzen Steinen der hiesigen Landschaft zu wachsen.

Köcherbäume sind eigentlich Sukkulente, eine an die Trockenheit adjustierte Aloen-Art (Aloe Dichotoma). Die deutlich eingängigere Bezeichnung *Quiver Trees* stammt von der Benutzung durch die San, Nama und Khoikhoi: Sie trennten Äste ab, die sie aushöhlten und als Köcher nutzten.

Fast dreihundert Exemplare (jeweils bis zu dreihundert Jahre alt) der mittlerweile als gefährdet geltenden Art beheimatet das hiesige Nationale Denkmal *Kokerboom Woud* (Köcherbaumwald). Größere Ansammlungen sind auf anderen nahen Farmen zu finden, aber da sich auf Grund und Boden der *Gariganus Farm* auch gleich der *Spielplatz der Riesen* befindet, brauchen wir so bloß ein einziges Mal Eintritt zu zahlen.

Statt der Köcherbäume interessieren sich die Kinder eher für die Schliefer, die zwischen den vielen Felsen hausen. Etwa so groß wie ein Kaninchen, fallen die Säugetiere vor allem durch ihre gigantischen Haufen an Köteln auf. Die jungen Exemplare sind trotzdem extrem putzig. Erstaunlicherweise (so lese ich später nach) ist einer der zwei nächsten Verwandten der Tierchen die Seekuh.

Fünf Kilometer nördlich liegt der *Spielplatz der Riesen*. Aus Sicht der Kinder von der Attraktivität her auf einem ähnlichen Niveau wie der *Goblin Valley State Park* in Utah, USA, lässt es sich auch hier nach Belieben klettern. Wahnwitzige Anhäufungen von durch Wind und Wetter gerundete Dolerit-Blöcke kreieren ein überdimensionales Labyrinth. Der Ursprung der fantastischen Landschaft: Vor etwa 180 Millionen Jahren drang Magma in Freiräume in der Erdkruste ein, verfestigte sich und wurde anschließend der Erosion ausgesetzt.

Wir schaffen es, uns erstaunlich schnell zu verlaufen – trotz ausgeschildertem Rundgang. Mit ein wenig Glück finden wir dann doch noch den Parkplatz und fahren die wenigen Kilometer bis zur nächsten Destination.

Obwohl der Ort bloß um die 20.000 Einwohner zählt, ist Keetmanshoop, benannt nach dem deutschen Kaufmann und Bankier Johann Keetman, die größte Stadt im zentralen Süden.

Vollständig verlassen und am Rande der Stadt gelegen, ruft der 1928 gebaute Bahnhof die Erinnerung an die Kolonialzeit und damit der »Rheinischen Mission« wach. Bis heute wirkt die missionarische Tätigkeit nach, wie sich an der religiösen Zusammensetzung des Landes zeigt.

Eine weitere Zeitreise gibt es beim *Kaiserlichen Postamt* aus 1908, in dem sich heutzutage die (bereits geschlossene) Touristeninfo befindet.

Parallel zur Ost-West-Bahnstrecke fahren wir durch gefühlt endlose unbewohnte Weiten bis nach Lüderitz an der Atlantikküste. Eigentlich haben wir aufgrund der fortgeschrittenen Stunde kaum noch Zeit für Zwischenstopps, doch bei dem verlassenen Bahnhof von Garub machen wir dann doch Halt. Das ehemalige Stationsgebäude hat alle Scheiben und einen Teil des Daches eingebüßt und steht direkt an den Gleisen. Inmitten von ansonsten nichts. Keine weiteren Gebäude. Keine Straßen. Bloß Sand. Soweit das Auge reicht. Wie aus einem dystopischen Film. Herrlich. Hier könnte ich mich locker einen halben Tag aufhalten.

Begleitet von einem fotogenen Sonnenuntergang, der aufgrund der staubigen Luft die Berge zu unserer Rechten wie in Nebel eingehüllt erscheinen lässt, erreichen wir Lüderitz, direkt am Atlantik gelegen. Wir

beziehen unser leicht nach Katze riechendes Apartment in *Die alte Villa*, einem 1909 von Handelsleuten aus Hamburg gebauten Gründerzeitanwesen in dem damaligen Deutsch-Südwestafrika. Hohe Decken, strenge Linien. Dazu erwartet uns in Form von großformatigen Fotos bereits ein Vorgeschmack auf unser morgiges Ziel, die Geisterstadt *Kolmannskuppe*.

Zu Fuß bewältigen wir die sieben Gehminuten durch eine geisterhaft leere Altstadt bis zum Restaurant *Essenszeit* am Hafen. Dort diskutieren wir die Zukunftsvorstellungen der Kinder:

Kaye wird ihrer Meinung nach mit siebzehn eine berühmte Schauspielerin.

Lieven wird aufgrund seiner nicht näher spezifizierten »Mad Skills« super erfolgreich.

Und Nerys weiß nicht genau was sie machen wird, aber sie lebt dabei in einem Bulli.

Meine Träume einer Frühverrentung sind damit beerdigt.

Auch den Nachhauseweg bestreiten wir zu Fuß, beziehungsweise wie die Dame im Hotel meinte »Ah, you will be footing!«.

Mit einem Wein in der *Gin und Whiskey Lounge* lassen Melanie und ich die letzten zwölf Stunden Revue passieren. Erstaunlich, was man an einem einzigen Tag in Namibia so alles besichtigen kann.

5. Juli 2023: Kolmannskuppe, Lüderitz, Lüderitz Halbinsel

Keine fünfzehn Minuten von Lüderitz entfernt, liegen die Reste der einst reichsten Siedlung ganz Afrikas an den Hängen eines kargen Hügels: die Geisterstadt Kolmanskuppe. Etwa fünfzig Touristen, hauptsächlich aus Südafrika, wo gerade Schulferien sind, haben sich für die geführten Touren eingefunden. Unsere Plätze habe ich bereits vor Monaten reserviert – vermutlich unnötigerweise, aber sicher ist sicher.

Wir bekommen als Begleitung eine Deutsch-Namibierin in der dritten Generation. Auf Englisch und mit viel Energie erklärt sie uns in der ehemaligen *Ladenstraße* (Einkaufsstraße) von Kolmannskuppe die lokale Geschichte:

Berühmtheit erlangte die Gegend ab 1908 durch den Diamantenrausch. Bis heute existiert das daraufhin eingerichtete Sperrgebiet. Nach wie vor kommen neunzig Prozent aller weltweit genutzten Schmuckdiamanten aus Namibia – obwohl diese hier gar nicht heimisch sind. Stattdessen stammen sie allesamt aus Südafrika und Botswana, wo sie vom sich in den Boden schneidenden Fluss Oranje freigelegt wurden, um dann ins Meer gespült zu werden. Anschließend werden beziehungsweise wurden sie durch die vorherrschenden Strömungen wieder an Land getragen.

Anfangs, in den Monaten nach dem ersten Fund, konnten die Steine per Hand aufgesammelt werden, zum Beispiel im nahen Idatal. Im klaren Nächten funkelten die Steine im Mondlicht. Diese Zeiten sind vorbei: Mittlerweile hat sich die Aktivität größtenteils auf den Offshore-Bereich verlagert. Doch in den Anfängen wurde Kolmannskuppe zur Heimat einer großen Diamant-Förderanlage. Die dort tätigen Menschen brauchten einen Wohnort, dementsprechend wurde ab 1908 die Siedlung Kolmannskuppe errichtet.

Schon 1929 wurden jedoch größere Diamantvorkommen bei Oranjemund gefunden, woraufhin der Abstieg Kolmannskuppes begann. Nur ein Jahr später wurde der Abbau eingestellt, aber der Betrieb der Stadt ging weiter. Geschäfte, Freizeitangebote und das Krankenhaus überlebten weitere zwei Jahrzehnte. Erst 1956 wurde mit dem Wegzug der letzten Person der Ort zum

Geisterdorf. Ein weiteres halbes Jahrhundert dauerte es, bevor eine Lizenz zum (organisierten) touristischen Besuch der verfallenen Gebäude vergeben wurde.

Der Ort arbeitet sich in parallelen Straßen den Hügel hinauf. Nach der *Ladenstraße* folgt die *Hauptstraße*, dann die *Millionaires Avenue*. Während Kolmannskuppe für in Summe dreihundert Deutsche ausgelegt worden war, lebten die achthundert lokalen Arbeiter im Tal vor dem Hügel. Vom hiesigen Luxus war dort wenig zu spüren.

In einigen der Läden wird uns nun die historische Nutzung erklärt, bevor wir uns der »Straßenbahn« widmen. Der ersten ganz Afrikas. Eine

Schmalspurbahn mit sehr kleinem Wagen, der hauptsächlich für den Transport von Eis zum Einsatz kam. Anscheinend nutzten jedoch auch die Damen die Möglichkeit, ohne Anstrengung einige Meter zurückzulegen.

Der Rundgang endet dort, wo er begonnen hat: Im Hauptsaal des Casinos, dem früheren Unterhaltungszentrum. Im gleichen Gebäude sind auch die ehemalige Zigarrenlounge, Damenlounge, Großküche und Kegelbahn verortet. In dem großen Saal fanden sich die Größen der globalen Entertainment-Industrie ein – und hier wurde auch Karneval gefeiert. Bis heute ist der Brauch in Lüderitz erhalten geblieben.

Die Kinder glauben, damit wäre der Besuch überstanden. Weit gefehlt. Jetzt geht es erst richtig los!

Allerdings legen wir zuerst eine kurze Erfrischungspause im Sanitätstrakt ein. Denn irgendwie müffele ich trotz täglicher Dusche etwas, wie meine Kinder und meine Frau mir unmissverständlich berichten. Hitze und Schweiß und so. Wie Otto Waalkes mal meinte: »Da hat einfach mein Deodorant versagt«. Als wir den Toilettenbereich betreten, meint Lieven wenig diplomatisch: »In der Toilette riecht es besser als du.«

Geruchsmäßig neutral geht es nun an die individuelle Entdeckungsreise durch Kolmannskuppe. Zuerst besuchen wir die restlichen offenen Gebäude der *Ladenstraße*. Schon hier treffen wir auf die ersten teilweise mit Sand gefluteten Räume, die ich von unzähligen Fotos kenne.

So richtig spannend wird es dann auf der nächsthöheren Straße, der *Hauptstraße*. Zuerst besuchen wir das ehemalige Krankenhaus. Es besaß einst eines der ersten drei Röntgengeräte weltweit (und das erste Afrikas). Nicht aus medizinischen Überlegungen, sondern um zu sicherzugehen, dass die Mitarbeiter keine Diamanten schluckten, um sie anschließend herauszuschmuggeln. In positiv beschiedenen Fällen wurden Laxative kredenzt.

Das Gebäude ist vollständig erhalten, wenn auch schwer lädiert. Auf der Hügelseite ist es außerdem mal mehr, mal weniger mit Sand beladen. Der lange, zentrale Korridor liegt gespenstisch und still vor uns. Fußspuren im Sand biegen nach rechts und links ab, hinein in ehemalige Patienten-, Arzt- und Badezimmer. Entlang der Front begeistern noch heute die hellen, überdachten Veranden, auf denen die Patienten sich erholen konnten.

Nach dem Krankenhaus folgt eine größere Anzahl von Familienhäusern, deren Zimmer in frohen Pastellfarben gestrichen sind. Rosa, blau, grün, gelb. Dazu gibt es fast überall auf etwa zwei Meter Höhe ein dekoratives Band aus Blüten, Jugendstilmotiven oder Tieren. Die auch hier hohen Decken und Holzdielen lassen auf einen gewissen Luxus inmitten von afrikanischer Wüste schließen.

Auch die Schule wurde großzügig und architektonisch anspruchsvoll gestaltet. Angesichts der maximal vierundvierzig gleichzeitig unterrichteten Kinder mutet sie allerdings stark überdimensioniert an.

Auf dem Rückweg zum Krankenhaus fallen uns einige Betonstufen auf, die ins Nichts führen. Während die gemauerten Gebäude bis heute überlebten, wurden die damaligen Holzhäuser zurückgebaut und woanders erneut genutzt. Die einzigen Zeitzeugen dieser Bleiben sind die Stufen zu den früheren Haustüren.

Bevor wir uns die höchstgelegene Straße mit den Einzelvillen anschauen, besuchen wir noch die beiden Gebäude für die ledigen Männer und Frauen. Interessant ist hier vor allem die Zeichnung von *Miss Kolmannskuppe*, die ein ehemaliger Bewohner an die Wand malte.

Die Villen des Architekten, der Lehrerin, des Arztes, des Buchhalters und des Minenadministrators zeichnen sich durch zwei Stockwerke, teilweise integrierte Badezimmer und sogar Badewannen aus. Wobei letztere wohl nur mit Salzwasser betrieben wurden. Dieses stammte aus dem auf dem Hügel gebauten Salzwasserreservoir, welches mit Kohle geheizt wurde. Süßwasser musste per Zug angeliefert werden und wurde bloß zum Trinken und für die Eisproduktion verwendet.

Einen wirklichen Bürgermeister gab es in Kolmannskuppe nicht – ebenso wenig eine Kirche, Polizei, oder ein Gefängnis. Der Minendirektor war die de facto höchste Instanz. Kolonialsozialpolitisch folgerichtig bewohnte er das am weitesten von den Arbeitern entfernte Anwesen, welches inzwischen einigermaßen renoviert wurde.

Auch wenn ich gerne noch weitere Stunden in diesem surrealen Ort verbringen würde, sitzen die Kinder nun bereits seit einer guten halben Stunde allein im Auto. Außerdem gibt es noch weitere Orte zu besichtigen. Wir fahren somit zurück in die Stadt, stellen das Auto ab und machen uns an den Stadtrundgang.

Es ist schon merkwürdig, zehn Flugstunden entfernt von zuhause Gebäude zu sehen, die sich ohne weiteres in ein deutsches Dorf fügen würden, mit in alter Schrift aufgetragenen Namen wie *Turnhalle*, *Kegelbahn* und *Konzert- und Ballsaal*. Farbenfroh präsentieren sich diese Gemeinschaftseinrichtungen neben Villen in dem übersichtlichen Zentrum von Lüderitz. Auffällig ist hier vor allem das durch die *Schifffahrtslinie Woermann* gebaute und wenig kreativ benannte *Woermann-Haus* in der Vogelsangstraße. Im Jugendstil errichtet, passt es zwar ganz gut zu den anderen zwischen 1904 und 1914 gebauten Anwesen. Allerdings gönnten die Eigentümer sich damals noch ein wenig Platz und Distanz zum Nachbarn. Diese Freiräume sind längst gefüllt worden. So ist das Bild zwar durchgängig farbenfroh, aber nicht ganz so homogen, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Auf unserem einstündigen Stadtrundgang überqueren wir gleich mehrere Male die Eisenbahngleise, an denen wir gestern von Keetmanshoop nach Lüderitz so lange entlang gefahren sind. Wir erfahren nun, dass es auf dieser Bahnstrecke vor drei Monaten einen Unfall gab, bei dem die Schienen verbogen wurden. Seitdem liegt die Strecke brach, bis die Reparatur erfolgt ist. Heute ist der Ausfall der Zugverbindung vielleicht kein Weltuntergang mehr, doch lange Zeit war sie überlebenswichtig für das Städtchen. Es war die Anbindung an die Außenwelt, die Lebensader im Hinblick auf Nahrung und Wasser.

Der Stadtname geht übrigens nicht auf das deutsche Lüderitz zurück, sondern auf den Besuch eines Gesandten des Kaufmanns Franz Adolf Eduard Lüderitz aus Bremen. Die Nama verkauften ihm ein großes Gebiet, welches kurz darauf unter deutsche Verwaltung gestellt wurde. Die Kolonie Deutsch-Südwestafrika nahm seinen Anfang. Zuvor gab es zwar bereits eine portugiesische Episode, doch diese verlor mit dem Beginn der deutschen Epoche im Jahr 1883 für einige Zeit an Sichtbarkeit.

Auch am Hafen laufen wir vorbei. Ein paar schöne Stellen gibt es, allerdings auch viel Industrie. Es kommt jedenfalls keinerlei »Tropenstrand«-Gefühl auf. Und sogar wenn: Die Wassertemperatur liegt typischerweise zwischen kühlen zwölf und vierzehn Grad. Grund dafür ist die Benguela-Strömung, welche von der Antarktis kommend hier vorbeifließt. Sie ist außerdem der Grund dafür, dass der Großteil Namibias so trocken ist. Der Temperaturunterschied zwischen Wasser und Luft ist nämlich derart groß, dass Wolkenbildung wirkungsvoll unterbunden wird. Bloß Nebel bildet sich hin und wieder. Regen bekommt das Land bloß dann ab, wenn Wolken aus dem Nordosten oder Süden einziehen. Der Nebel ist daher essenziell für das Überleben der Flechten, Sukkulenten und Gräser. Tatsächlich tropfte heute Morgen Wasser von den Metalldächern – trotz blauem Himmel.

Am späteren Nachmittag nehmen wir uns noch die Zeit für einen kurzen Ausflug auf die Lüderitz Halbinsel. Unser erstes Ziel ist die *Radford Bay* - benannt nach dem Vorfahren unserer heutigen Tourguidin Nicole in Kolmannskuppe. Sofort entdecken wir einige Flamingos, können aber aufgrund des zunehmend lehmigen Unterbodens nicht bis zu ihnen vorstoßen.

Weiter geht es über eine flache Schotterpiste, mal über Hügel, mal über ebene Fläche mit rechts und links Wasser. Für uns ist nach wie vor unklar, ob die Tümpel hier und weiter oben in den Hügeln bei der Anfahrt auf Lüderitz noch von dem ungewöhnlichen Regenfall von vor ein paar Tagen stammen oder durch Kondensation entstanden sind. So oder so fühlt sich die Lüderitz Halbinsel wie eine ausgestorbene Marslandschaft an. Erst bei Erreichen der

Großen Bucht bringen zumindest der wilde Atlantik und ein paar Möwen ein wenig Leben ins Spiel. Wie immer, wenn es ein paar Felsen gibt, klettern die Kinder sofort überall herum.

Auch bei dem sogenannten *Fjord* halten wir an und schauen auf eine zerklüftete Landschaft. Dann geht es vorbei an der Halifax Insel hinauf zum nördlichen Punkt mit Leuchtturm und der Nachbildung des *Diaz Kreuzes*, dessen Original hier 1488 durch den Portugiesen Bartholomeu Diaz aufgestellt wurde. Die auf der umtobten Inselspitze lebende Robben können wir aufgrund der Distanz leider nicht erspähen.

Zurück in der Stadt passen sage und schreibe 110 Liter Diesel in den noch nicht leeren Doppeltank. Die Reifen werden nochmal aufgepumpt, bevor Rationen für drei Tage eingekauft und eingelagert werden. Schnell essen wir noch ein Stück des jeden Nachmittag kostenfrei kredenzten Kuchens in *Die alten Villa*, um nach diesem vorgezogenen Nachtisch das eigentliche

Abendessen bei *Ritzi's Seafood Restaurant* einzunehmen. Die Kinder schaffen es dabei, sich gegenseitig mit Albernheiten und Flachwitzen zu entertainen, was mich dazu führt zu hinterfragen, wo wir bei ihrer Ausbildung eigentlich falsch abgebogen sind. Egal: Immerhin sind sie gut drauf.

Die Erwachsenen gönnen sich wie gestern einen Gin-Tonic in der Lounge, während die Kinder das WLAN im Zimmer missbrauchen. Auf der anderen Straßenseite bereiten sich die Alteingesessenen auf ein Dorffest deutscher Natur vor – die große Halle wird geschmückt, Schlager hallen auf die Straße. Glücklicherweise scheint es sich nur um die Vorbereitung zu handeln, nicht um das Hauptevent. Das hätte mir noch gefehlt, dass ich im tiefsten Namibia die Nacht mit musikalischer Begleitung durch Stefanie Hertl verbringen muss.

6. Juli 2023: Tsiras Gebirge

Ein gewisser Wetterumschwung hat stattgefunden und der Morgen erwartet uns mit angenehmen Temperaturen, weswegen wir uns zum Frühstück auf der Terrasse einfinden. Da es gestern etwa zwanzig Minuten bis zum Eintreffen der Brötchen und eine halbe Stunde für die Eier gebraucht hat, bestellen wir sofort und decken unseren Tisch selbst.

Von unserem Sitzplatz aus erspäht Melanie stolz einen Wal weit draußen in der Bucht. Als dieser sich jedoch nach fünfzehn Minuten immer noch nicht von der Stelle bewegt hat, sieht sie ein, dass es auch bloß ein Fels mit Wellenbrandung sein könnte. Das wird sie sich die nächsten Wochen noch ein paar Mal anhören dürfen.

Bevor wir uns zurück ins Landesinnere machen, besuchen wir die berüchtigte, der Stadt vorgelagerten Haifisch-Insel. Windstärke sieben bläst uns ins Gesicht und reißt uns fast die Autotür aus den Händen.

Der Ort hat eine unschöne Vergangenheit – vor allem aus Sicht der Herero. Da sie sich mit den Kolonisten blutige Auseinandersetzungen lieferten, inhaftierten die Deutschen Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts um die 1600 Herero-Gefangene unter sengender Sonne auf der Haifisch-Insel. Viele kamen um. Zwar hat Deutschland sich mittlerweile für die damaligen Verbrechen entschuldigt, Sozialprojekte unterstützt und auch Gedenksteine aufgestellt, doch weitere Ausgleichszahlungen sind nach wie vor ein kontroverser Diskussionspunkt. Erst vor wenigen Wochen war dies wieder in den Nachrichten, hundert Jahre nach den Schandtaten.

Zwischen Lüderitz und dem etwa 450 Kilometer die Küste hinauf nach Norden liegende Walvis Bay erstreckt sich der Namib-Naukluft Park. Das riesige Naturschutzgebiet lässt sich nicht etwa an der Küste passieren beziehungsweise durchfahren.

Stattdessen geht es zuerst landeinwärts, dann nach Norden und schließlich zurück an die Küste, womit die zurückzulegende Strecke mit etwa 770 Kilometern deutlich länger ausfällt. Glücklicherweise bietet die Umgehung einige schöne Ziele, die diese zusätzlichen Kilometer wettmachen.

Der erste interessante Ort ist Garub, aus dessen Quelle einst Lüderitz mit Wasser beliefert wurde. Per Zug, der seit 1906 hier verkehrte. Den verlassen an der Gleisanlage stehenden Bahnhof hatten wir bereits vorgestern besucht. Damals hatten wir jedoch nicht die Zeit, um den Grund für den Namen des Orts Garub (Nama: »Wüstenpferde«) in Augenschein zu nehmen: Wir halten an einem Unterstand, von dem aus die lokalen Wildpferde beobachtet werden können. Wenn auch aus großer Entfernung. Gut, dass wir hierfür keinen Umweg in Kauf nehmen mussten.

Weiter nach Westen folgt der Ort Aus (Khoi: »Große Schlange«), wo die Deutschen einst einen Stützpunkt unterhielten und nach der Kapitulation in 1915 durch die südafrikanische Armee in einem Internierungslager inhaftiert wurden. Statt anzuhalten, biegen wir hier nach Norden ab. Tiefer in die Namib hinein, die sich etwa zweitausend Kilometer als Streifen (nie breiter als hundertsechzig Kilometer) entlang der Küste zieht – von Angola bis zum Grenzgebiet Namibia-Südafrika. Dementsprechend ist die gesamte namibische Küste Teil dieser Wüste.

Schon nach wenigen Metern ist Schluss mit Asphalt. Schotter begleitet uns eine Weile, bevor wir mit der Straße D707 auf Sand wechseln. Dazu gibt es links des Weges zerklüftete Berge, sowie hellgrün leuchtende Gräser. Rote Dünen mit direkt davor orangenen Hügeln bieten sich uns zur rechten. Ein Schakal trottet durch die Landschaft, ebenso ein paar Strauße sowie mehrere Oryx. Von letzteren entdecken wir außerdem gleich zwei tote Exemplare. Das erste ist nur *vermutet* tot, doch da es auf der Seite liegt und es wohl keine Strategien vom Opossum übernommen hat, fühlen wir uns in unserer Einschätzung relativ sicher. Das zweite ist definitiv hinüber, da nur noch ein Skelett.

Der letzte Abzweig führt uns durch ein Tor direkt in ein Tal zwischen die Tsiras Berge, an denen wir bisher nur entlang gefahren sind. Wir fahren durch eine sandige Schneise in einer riesigen, durch gelbe Gräser bewachsene Savanne, umgeben von mehreren hundert Meter hohen Gebirgszügen. Nerys will sofort wissen, auf welche Spitze wir heute noch klettern werden. Das Gelände gehört bereits zu unserer heutigen Unterkunft, die *Namib Desert Lodge*. Nur wenige Zimmer und ein paar Stellplätze machen diese urige Unterkunft fast schon intim.

Unser Zeltplatz liegt im Tal. Ein alter, knorriger Baum bietet Schatten. Wir bauen schnell alles auf, schmieren uns mit Sonnenschutz fünfzig ein – die Creme scheint einfach nur weiße Farbe zu sein – und laufen geradeaus auf den abrupt ansteigenden Berg zu.

Knapp zwei Stunden geht es nun über Felsen und durch Sträucher hindurch hinauf und wieder hinab. Die Kinder stöhnen, ich genieße die körperliche Betätigung und Melanie meistert den Anstieg (ihrer eigenen Aussage nach) »grazil und wendig wie eine Katze.«

Paviane und Schlangen – davor wurden wir gewarnt – sehen wir keine. »Glücklicherweise« meint Melanie. »Leider«, finde ich. Dafür gibt es tolle Aussichten auf die Landschaft.

Zurück im Tal lerne ich bei dem Sanitätshäuschen einen weiteren Camper kennen, wie so oft ebenso deutsch. »Und, das erste Mal, oder Wiederholungstäter?«, werde ich – nackt in der Dusche stehend – gefragt.

»Äh?«, frage ich verwirrt und greife provisorisch nach meinem Handtuch.
»Das erste Mal in Namibia?« spezifiziert er.
»Ach so!«, erwidere ich erleichtert. »Ja, richtig.«
»Dann kommt ihr bestimmt bald wieder. Alle machen das.«
»Aha.« Schauen wir mal. Bisher ist der Trip schön, einen erneuten Besuch will ich nicht ausschließen. Allerdings gibt es auf der Welt noch viele andere spannende Ziele, die vorher bereist werden wollen.

Nachdem wir alle grundgereinigt sind, wird gegrillt, gefolgt vom heutigen Kinderhighlight 'smores: Marshmallows werden über dem Holzfeuer leicht angekokelt und zwischen zwei Keksen (und zusammen mit Schokolade) gepresst. Eine ziemliche Sauerei, aber lecker.

Orange, lila und rot geht die Sonne hinter den Bergen unter – und weiß die Milchstraße auf. So viele Sterne! Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie begeistert ich einst im australischen Outback von dem Nachthimmel war. Hier ist es nicht viel anders. Es dauert wohl bis zu dreißig Minuten, bis sich die Augen vollständig auf die Dunkelheit eingestellt haben – der Blick auf das Handy ist somit kontraproduktiv. Bloß zum Fotografieren und das Konsultieren der Sky Map App findet das Telefon noch Anwendung.

7. Juli 2023: Duwisib Castle, Sesriem Canyon, Elim Düne

Heute lassen wir die Kinder – deren Wünschen entsprechend – ausschlafen. Bis 8.10 Uhr. Während wir auf die Langschläfer warten, räumen Melanie und ich zusammen und entfernen die Regencover der Zelte. Damit sparen wir uns zukünftige Auf- und Abbauschritte, sowie bei nächtlichem Wind das nervige Flattern und Knarzen. Regnen wird es in den nächsten Tagen wohl kaum.

Auf der von Schlaglöchern geplagten Straße D707 geht es weiter hinauf nach Norden. Die Natur bleibt wunderschön, auch Tiere gibt es regelmäßig zu beobachten. Wie gestern hauptsächlich Oryx, Strauße und Schakale.

Leider sind auch die nächsten beiden Straßen, auf die wir abbiegen, kaum stoßdämpferfreundlicher. Das Auto rattert, bricht aus und schwimmt im Sand. Ziemlich durchgeschüttelt erreichen wir nach etwa zweieinhalb Stunden das *Schloss Duwisib* (»schwarzes Schaf«). Obwohl ein reichsdeutsches Kolonialbauwerk aus dem Jahr 1908, scheint es eher in die maurische Zeit Spaniens zu gehören als mitten in die afrikanische Savanne oder nach Deutschland. Interessanterweise vermutet man bei dem hier damals betriebenen und anschließend aufgegebenen Gestüts einen möglichen Grund für die Existenz der sogenannten Wüstenpferde, die wir gestern bei Garub aus der Ferne beobachten konnten.

Mittlerweile ist das Schloss zu einem Museum und Hotel umfunktioniert worden. Im Museumsteil betrachten wir verwirrt die im Schlafzimmer des damaligen Ehepaars stehenden drei Betten. Zwei schmale und ein breites. Anscheinend entsprang dies einer klaren Logik: Falls es Streit zwischen dem deutschen Gutsherrn und der amerikanischen Gutsherrin gab, schliefen die beiden Eheleute getrennt. Wenn nicht, bezogen sie gemeinsam das Zweipersonsbett.

Alles in allem ein netter, wenn auch kurzer Besuch, für den wir vierzig Minuten Umweg in Kauf genommen haben. Kann man machen, muss man aber nicht.

Die Naturansichten ändern sich in fast schon regelmäßiger Abfolge. Weite Savannen, rote Dünen, schwarze Berge, grüne Hänge, schroffe Klippen – es wird nicht langweilig. Mal abgesehen davon, dass die Straße einem höchste Konzentration abverlangt.

Recht kaputt halten wir gegen halb drei Einzug in Sesriem, beziehungsweise in den *Sossusvlei Nationalpark*. Wir haben uns für einen Campingplatz innerhalb des Parks entschieden, denn nur dann darf man morgens etwas

früher los und abends etwas später zurückkommen. Das Licht ist zu diesen Zeiten bekanntlich am vorteilhaftesten.

Wo die *Namib Desert Lodge* mit Gemeinschaftsdusche und -klo aber großen Stellplätzen eher naturnah und *basic* war, ist die *Sesriem Oshana Campsite* eng und ohne Privatsphäre – die Plätze liegen nur wenige Meter voneinander entfernt. Dafür hat jeder Stellplatz ein eigenes Bad. Ein *abschließbares* Bad. Dort können wir einige Sachen zwischenlagern, wenn wir morgen nach Sossusvlei fahren. Denn, obwohl der Campingplatz im Nationalpark liegt, ist er nicht etwa bei der eigentlichen Hauptattraktion verortet. Die ist noch sechzig Kilometer entfernt. Trotz der eher hässlichen Anlage begeistert immerhin die Aussicht: Wüste mit dahinter Gebirgszügen und die rote *Elim Düne*. Und nur einen halben Kilometer entfernt ist die *NRW Sesriem Campsite*, die mit Pool, Shop, Tankstelle, Bar und Restaurant aufwartet.

Heute stehen noch zwei Punkte auf dem Programm. Zuallererst der *Sesriem Canyon*. Nur mäßig motiviert – immerhin befinden wir uns schon im siebten Tag des non-stop-Sightseeing – machen wir uns auf den Weg. Doch die Schlucht, die vor Millionen von Jahren durch den Tsauchab Fluss ausgeschachtet wurde, beeindruckt. Um an das auch zu Trockenzeiten an einigen Stellen noch vorhandene Wasser in den Tümpeln zu kommen, mussten erste Siedler sechs Ochsenwagenriemen (Afrikaans: ses riem) zusammenknoten. Daher der Name.

Zumindest Lieven und Nerys versuchen sofort die Sandsteinklippen zu erklimmen. Die beiden sind damit launentechnisch versorgt. Und zu meiner eigenen Freude begegnen wir nun auch unserer ersten Schlange. Allzu viel Zeit für Betrachtung von Tierwelt und Geologie bleibt uns jedoch nicht, da aufgrund des hiesigen Winters der Sonnenuntergang nicht mehr allzu fern in der Zukunft liegt, und wir diesen von einem anderen Ort aus betrachten wollen.

Gesegnet mit hoher Intelligenz stellt Lieven in diesem Zusammenhang fest: »Hm, wenn hier Winter ist, dann ist bald Weihnachten.« Auf mein ungläubiges Kopfschütteln hin versucht er uns weiszumachen, dass das natürlich nur ein Scherz gewesen sei …

Vom Canyon aus geht es schnurstracks zur *Elim Düne*, einer sogenannten Sterndüne. Die hundert Meter Höhe vom trockenen Wüstenboden aus fühlen sich bei der Besteigung nach sehr viel mehr an. Jedes Mal glaubt man, fast da zu sein, dann taucht die nächsthöhere Verwehung auf.

Die Aussichten von der Düne sind spektakulär, der Wind hält einen kühl, aber der Hintern tut trotzdem weh. Der Rückweg ist deutlich angenehmer, auch wenn wir unterwegs Melanie verlieren.

8. Juli 2023: Dead Vlei und Sossusvlei

Irgendwann morgens: der lachende Ruf eines Hyänen weckt mich auf. Schaurig.

Bereits gegen halb sechs regt sich fast das gesamte Camp. So gut wie alle bereiten die frühe Fahrt zum *Sossusvlei* vor. Gemäß des Reiseführers muss der Fotograf hier sinnvoll planen. Während beim Sonnenaufgang die Luft noch völlig klar ist, der Ort jedoch mit vielen anderen geteilt werden muss, ist der Sonnenuntergang sehr viel beschaulicher, dafür aber aufgrund aufgewirbeltem Staub mit diffuserem Licht belastet. Um die Mittagszeit soll der Ort dagegen fast verlassen sein.

Auch wenn es mir nicht leichtfällt, abzuwarten, haben wir uns für den ruhigen Nachmittag entschieden. Wir bleiben somit liegen und dösen, um gegen halb neun aufzustehen. Der Morgen wird mit Lesen, Rumhängen und ein wenig Sport rumgebracht. Dann stopfen wir fast unsere gesamte Habe in die Duschzelle, um möglichst leicht in Richtung *Sossusvlei* aufzubrechen.

In einem langgezogenen Tal zwischen Dünen mit davor Reihen lebendiger und abgestorbener Bäume fahren wir grob gen Westen. Während die Bundesstraßen gestern allesamt ungeteert waren, ist diese Strecke asphaltiert. Dennoch liegt die Höchstgeschwindigkeit bei sechzig km/h.

Die Sandberge zur linken werden immer höher – tatsächlich wird behauptet, dass sich in diesem Tal die größten Dünen der Welt befinden. Einige davon

laufen direkt neben der Autobahn aus, unter anderem die Düne 45, ein hundertsiebzig Meter hoher Favorit der Fotografen bei Sonnenaufgang.

Nach etwa einer Stunde Fahrt erreichen wir den Parkplatz für reguläre Fahrzeuge. Hier stehen einem zwei Wahlmöglichkeiten zur Verfügung: Entweder werden die letzten fünf Kilometer mit einem Shuttle überbrückt, oder es wird auf Allrad umgeschaltet. Wir tun letzteres und wagen uns auf die Sandpiste. Tatsächlich bricht uns sofort der Schweiß aus, muss das Auto doch immer wieder mit durchdrehenden Reifen gegen die Sandmassen kämpfen. Auf halber Strecke passieren wir einem weiteren Toyota Hilux, der sich bis zur Hälfte der Felgen in den Sand eingegraben hat.

Mit viel rutschen, schlittern und »schwimmen« schaffen wir es tatsächlich bis zum nächsten Parkplatz, der gleichzeitig den Ausgangspunkt für den Besuch

des *Dead Vlei* (Vlei = Senke) stellt. Mit Gepäck wie für die Sahara-Durchquerung (u.a. mehrere Liter Wasser und ein umfangreiches Notfallset), geht es über eine flache Düne hinweg zu einer weißen Flachebene inmitten von rot-orangenen Dünen. Kaum zehn Minuten dürfte die Wanderung betragen haben; wir haben dementsprechend eindeutig überpackt.

Von wegen, am Mittag hätte man die Umgebung für einen allein! Bestimmt sechs Gruppen halten sich aktuell hier auf. Wie wir uns dem Dead Vlei nähern, muss ich eingestehen, dass sich bei mir nicht die erwartete Begeisterung einstellt. Aus der Ferne ist die berühmte Touristenattraktion halt wirklich bloß eine weiße Fläche zwischen Dünen, auf der ein paar schwarze Baumreste herumstehen. Dem Anschein nach *kleine* Baumreste.

Aber der Eindruck täuscht. Allein schon aufgrund der das *Dead Vlei* teilweise umfassenden Düne: Die *Big Daddy Düne* oder auch *Crazy Düne* gilt mit bis zu vierhundert Metern Höhe als eine der gewaltigsten weltweit. Klar, dass alles, was sich damit messen muss, im direkten Vergleich klein aussieht.

Kommt man dem Botanik-Friedhof näher und begibt sich schließlich zwischen die toten Kameldornbäume, so entfaltet sich langsam eine faszinierende, fast schon schaurige Atmosphäre. Ein wenig Apokalypse, eine ganze Menge Salvador Dalí.

Mit dem endgültigen Ausbleiben von Wasser vor 500 bis 900 Jahren starb die hiesige Vegetation ab, die Bäume blieben aber aufgrund fehlender abtragender Kräfte und der extremen Härte ihres Holzes bis auf die feineren Äste erhalten. Zweifellos kann ein Fotograf sich hier tagelang aufhalten. Vor

allem dann, wenn es keine anderen Besucher gibt, die die Bildkomposition stören.

Ein wenig kommen auch wir in den Genuss der Einsamkeit: Etwa eine halbe Stunde später sind wir allein im *Dead Vlei*. Bloß ein paar weitere Personen klettern in größerer Entfernung die *Big Daddy Düne* hinauf und herab – das Besteigen soll anderthalb bis zwei Stunden dauern.

Nachdem so gut wie jeder Baum angepeilt wurde, setzen die Kinder sich in den Sand am Rand der Senke. Hier können sie die vielen Schwarzkäfer beobachten, die ihre feinen Spuren in der Wüste hinterlassen. Erstaunlich groß und wie kleine Spielzeuge wirkend, haben sie kaum Angst vor Menschen. Auf Afrikaans *Toktokkies* genannt, verdanken sie ihrem Namen dem Geräusch, das sie machen, wenn sie mit dem Bauch auf dem Boden klopfen. Allein zweihundert verschiedene Arten gibt es in Namibia, zwanzig davon in der Namib. Toktokkies sind wahre Überlebenskünstler. Zum Beispiel sammeln sie Wasser, indem sie bei Nebel auf den höchsten Punkt einer Düne klettern, einen Kopfstand machen, und das, an ihrem Unterkörper bildende Kondensat in ihrem Mund auffangen.

Zurück am Parkplatz geht es erneut ins Auto. Einen weiteren Kilometer Sandpiste bringt uns zum *Sossusvlei*, einer grünen Oase inmitten der Wüste. Alle paar Jahre gelangt Wasser bis hierher – zuletzt 2021 nach über einem Jahrzehnt der Trockenheit. Während die Pfanne selbst frei von Vegetation ist, gedeihen drumherum viele Sträucher und Bäume. Ein Hinweis darauf, dass hier tatsächlich hin und wieder ein See entsteht. In dem hartgebackenen Lehm der Ufer zeigen sich noch Tier und Menschenspuren von »damals, als es zuletzt Wasser gab«.

Wir marschieren die hinter dem *Sossusvlei* liegende Düne hinauf, welche das Vlei zur Hälfte umgibt – und deutlich niedriger als die *Big Daddy Düne* ist.

Einmal oben gibt es aufgrund des über den Kamm pfeifenden Windes ein schmerzhaftes Sandpeeling. Dennoch sind die Kids begeistert: Sie tollen herum, springen von der Düne hinab, rollen oder rutschen in die Tiefe.

In der Ferne erspähen wir von hier oben das südwestlich liegende *Dead Vlei*. Einst mag es dort ähnlich ausgesehen haben, wie heutzutage im *Sossusvlei*. Das saisonale Ende des Tsauchab Flusses verlagert sich zunehmend weiter

nach Osten. Den Atlantik hat er wohl zuletzt vor 60.000 Jahren erreicht. Eines Tages dürfte auch das Sossusvlei austrocknen. Das tangiert die Kinder allerdings alles nicht besonders, das Herumtoben auf dem Dünenkamm und den steilen Sandschrägen ist interessanter. Am Ende rennen beziehungsweise rutschen wir dann alle hinunter.

Als wir kurz darauf an der trockenen Pfanne entlangmarschieren, meint Melanie plötzlich völlig aufgeregt: »Ich höre Wasser!«

Wir weisen sie geduldig auf die Flasche hin, die sie an ihrem Rucksack trägt und die bei jedem Schritt gluckst. Sie kann halt nichts dafür ...

Auch den Rückweg durch das Sandmeer schaffen wir, ohne stecken zu bleiben. Wir ersparen den Kindern eine weitere Wandertour und erreichen gegen sechs Uhr das Camp. Aufräumen, Aufbau des Nachtlagers, Duschen, Kochen, … ein weiterer spannender Tag neigt sich dem Ende zu.

9. Juli 2023: Namib-Wüste, Solitaire, Walvis Bay

Um sieben Uhr geht die Sonne auf. Frostbeule, die ich bin, gebe ich dem Tag noch eine Stunde, damit dieser sich in den zweistelligen Temperaturbereich vorarbeiten kann. Gegen acht steigen wir schließlich aus dem Zelt, stellen dann aber fest, dass sich die Sonne noch hinter dem nächsten Bergkamm versteckt hält und somit die Temperatur unverändert bei etwa 6 Grad liegt. Mit vor Kälte steifen und schmerzenden Händen packen wir alles zusammen, um dann zu beobachten, wie das Sonnenlicht zuerst an der *Elim Düne* herunterwandert und anschließend die Wüstenebene entlangeilt, um schließlich auch uns zu erreichen.

An der Tankstelle checken wir nochmal den Reifendruck. Parallel bemitleiden wir die drei neben ihrem Auto stehenden Mädels, die den dritten Platten in zwei Wochen erlitten haben und dementsprechend erstmal einen neuen Reifen kaufen müssen. Während sie weiter an ihrem Auto verharren, machen wir uns an die etwa vierstündige Fahrt nach Walvis Bay.

Der Anfang gestaltet sich positiv, denn die ersten elf Kilometer sind asphaltiert! Schon von weitem sehen wir aber, dass die nächste Straße bloß aus Schotter besteht. Weiße Staubfahnen markieren, wo eben noch Autos langfuhren.

Nachdem ich nun einige Tage die Musik bestimmt habe, darf heute Kaye DJ spielen. Sie wählt auf ihrem Handy »Dad‘s playlist« aus. Da bin ich gespannt!

Die ersten drei Songs sind »Break stuff«, »Back that azz up« und »Bills, bills, bills«. Interessant, mit welchen Themen meine Tochter mich in Verbindung bringt.

Nach etwa einer Stunde erreichen wir Solitaire, eine Siedlung, die einer Raststätte entlang der amerikanischen *Route 66* nachempfunden scheint. Zentraler Punkt des Ortes ist die *Moose McGregors Desert Bakery*. Der (vermutlich schottische) Gründer hat hier in der (namibischen) Wüste eine (dem Angebot nach deutsche) Bäckerei eröffnet. Er selbst starb vor neun Jahren, aber die Touristenattraktion ist geblieben. Fast jedes Fahrzeug, das hier vorbeikommt, macht Halt. Ein kleines Stück Westen in Afrika.

Kurz nach der Weiterfahrt sehen wir direkt neben der Straße eine Herde Springböcke. Wobei erstmal nur Lieven sie sieht, da ich ausschließlich Augen für das nächste Schlagloch habe. Und ob es wirklich Springböcke waren, weiß ich auch nicht, da ich die gesehenen Reh-ähnlichen Tiere mangels zoologischen Wissens bisher bloß zwei Kategorien zugeteilt habe: Oryx-Antilopen oder Springböcke.

Während ich weiter auf die Schotterpiste starre, ändert sich wie bei den bisherigen Fahrten nur wenige Meter daneben regelmäßig der Anblick. Die einzige Konstante der Ökosysteme ist deren gähnende Leere. Besonders gefällt uns der Abschnitt von und um die Überquerung des trockenen Flussbetts des Naub. Die Landschaft begeistert mit Myriaden an versetzten Hängen, die ich nur deswegen genießen kann, weil wir rechts ranfahren und ich aussteigen kann.

Anschließend gibt es nur noch Wüste. Die Temperatur fällt langsam, der Wind nimmt zu, ebenso der Nebel. Oder handelt es sich um Staub?

Wir nähern uns der Küste und damit Walvis Bay (afrikaans: Walvisbaai). Touristen zieht es nicht etwa zur Stadt selbst, sondern stattdessen zu dem, was davor liegt: die Lagune, Tummelplatz von Vögeln, Robben und Delfinen (und hin und wieder auch eines Wals). Wie Lüderitz zuerst durch Portugiesen besucht, von den Holländern gegründet und später zur Sicherung der Seefahrt durch Briten beansprucht, wurde Walvis Bay bei der namibischen

Staatsgründung anfangs nicht inkludiert. Erst drei Jahre später übergab Südafrika die als Industriestandort verschriene Stadt.

Wir finden eine Metropole vor, die einem eigentlich ganz netten »Vorort« aus Bungalows und Häuschen entspricht. Anhalten tun wir jedoch wie die meisten Besucher erst an der Lagune, auf der sich heute nicht nur Kite-Surfer tummeln, sondern auch unterschiedlichste Vogelarten. Leider gibt es von Mitte April bis Mitte Juli deutlich weniger Flamingos in der Bucht als sonst, da diese für die Brutphase nach Westen ziehen. Die Vogelpopulation war lange Zeit ein dominierender Wirtschaftsfaktor von Walvis Bay. Deren Fäkalien wurden ab Ende des neunzehnten Jahrhunderts als »weißes Gold« abgebaut und als Dünger verwendet. Auf einigen der namibischen Küste vorgelagerten Inseln häufte sich Guano wohl bis zu zwölf Meter hoch. Später wurden gezielt Guano-Holzplattformen errichtet, damit der Rohstoff möglichst rein abgebaut werden konnte.

Bei der vorherrschenden Windstärke halten wir es draußen nicht lange aus. Für ein Getränk und einen Snack kehren wir bei dem auf Stelzen in der Lagune gebauten Restaurant *The Raft* ein. Die Aussicht auf im Sonnenlicht glitzerndes Wasser, dessen Oberfläche durch den Wind zerfurcht wird, genießen bloß die Eltern, da die Kinder sich in ihren Handys vergraben – das Restaurant bietet WLAN-Zugang. Bloß für den Snack und die Getränke legen sie ihr Gerät widerwillig zur Seite. Wenn auch nur kurz.

Anschließend versuchen wir uns an einem Verdauungsspaziergang auf der Lagunenpromenade, aber der Wind bläst nach wie vor zu stark für längere Wanderungen.

Über eine teilweise unter Sandverwehungen verschwundenen Highway fahren wir mit Sicht auf der von hohen Wellen attackierten Küste unter staubigem Licht die dreißig Kilometer gen Norden nach Swakopmund.

Unterwegs passieren wir mehrere in die Wüste gebaute Neubausiedlungen. Und auch Swakopmund selbst scheint frei in den Sand gesetzt zu sein. Immerhin liegt der Ort am Swakop Fluss, der es jedoch nur alle paar Jahre bis zu seiner Mündung in den Atlantik schafft. Die meisten Straßen des erst Ende des neunzehnten Jahrhunderts gegründeten Städtchens sind bloß verdichteter Boden. Bewässerung schafft grüne Gärten inmitten der Trockenheit.

Im deutschsprachigen Gästehaus, dem *Namib Guesthouse*, werden wir auf Deutsch begrüßt. Zwar fehlt der Anlage das Lodge-Feeling, dafür versprechen saubere, moderne Zimmer nach den letzten drei Nächten auf Campingplätzen willkommene Erholung.

Ein kurzer Stadtspaziergang führt uns ans Wasser und auf den Jetty hinaus. Meterhohe Wellen krachen auf die massiven Betonpfeiler und nässen die hoch darüber flanierenden Besucher. Die Bretter des Stegs sind an einigen Stellen schon beunruhigend morsch. Der Blick auf die brausende und rumorende Wassermassen unter uns lässt einen mulmig werden. Hier möchte man nicht ins Wasser fallen, auch wenn nur wenige Dutzend Meter von der Küste entfernt.

Wir streifen ein wenig durch die Altstadt, der – wie in Lüderitz - die deutsche Historie anzumerken ist. Unter anderem haben sich viele Jugendstilgebäude erhalten. Und deutsche Geschäfte, Restaurants und Schulen. So genießen wir im *Altstadthof* deutsche Küche. Allerdings deutsche Küche, wie sie mal war: mit sehr, *sehr* viel Butter. Das leicht verzögerte Resultat: Magenproblemen bei drei von uns. Melanie und Lieven beheben das Thema noch in der Unterkunft. Zu diesem Zeitpunkt geht es mir eigentlich noch ganz gut. Eine gewisse Notsituation stellt sich erst ein, als Melanie und ich eine Viertelstunde später auf der Suche nach einem Abendumtrunk durch die Innenstadt kreuzen. Die Vorlaufzeit ist gering. Ich realisiere mit keimender Panik: Mir bleiben nur noch Sekunden. Also stürze ich durch die erste offene Tür, frage nach dem Klo, stimme zu, für die Benutzung im Gegenzug ein Getränk zu kaufen – und schaffe es gerade noch so, rechtzeitig die Hose herunterzuziehen. Da bin ich glücklicherweise schon im Waschraum ...

Wie sich im Anschluss herausstellt, bin ich im *Western Saloon* gelandet. Erst mit entspannteren Blick fallen mir nun die vielen Südstaaten-Paraphernalien auf. Unter anderem prangt an einer Wand prominent die Sezessionsflagge (»*The South will rise again«)*.

Passend dazu sitzt Mark[3] am Tresen. Ein geborener Texaner, der seit 2008 Swakopmund sein Rentner-Zuhause nennt. Zuvor war er viele Jahre beruflich in Sierra Leone, Liberia und der Elfenbeinküste unterwegs. Damit hat man sich definitiv eine frühe Rente verdient! Wir geraten ins Gespräch, aber Melanie klinkt sich schon nach wenigen Minuten aus, da Mark in absolutistischer Manier über die Demokraten unter Joe Biden herzieht. Diese würden das Land zerstören wollen, die Schwarzen absichtlich kleinhalten, etc. Man könne mittlerweile in Chicago oder San Francisco nicht mehr auf die Straße gehen. Diese von Demokraten regierten Städte seien eine »Living hell«, man käme nicht heil wieder heraus. So viel zu den liberalen Sichtweisen, die man weit gereisten Individuen unterstellt.

Auf die Frage, warum er gerade Swakopmund als seinen Rentnersitz gewählt hat, zögert Mark nicht lange: »Es ist günstig und die Leute sind nett; also die Europäer, vor allem die Deutschen. Es ist alles gut organisiert, verglichen mit anderen afrikanischen Ländern. Aufgrund der deutschen Historie und den Deutschen. Und es ist extrem sicher, da die hiesigen Einwohner wenig aggressiv seien, und das Land sehr lange unter dem Protektorat der UN gestanden hat. Hier wird nichts Kriegerisches geschehen.«

Mark spricht kein Deutsch, ist aber der eigenen Aussage so etwas wie ein Ehrenmitglied der hiesigen »Deutschen Mafia«, wie sich der Verein der deutsch-stämmigen Swakopmunder *scherzhaft* nennt. Einige angesprochene Verhaltensweisen (Bezeichnungen bestimmter Volksgruppen, Begrüßungsrituale, …) der Mitglieder, die natürlich auch nur *scherzhafter* Natur sein sollen – das versteht sich von selbst – rufen bei mir mehr als nur ein Stirnrunzeln hervor.

Melanie unterhält sich indes mit einem Architekten deutscher Abstammung, der in Windhoek geboren wurde. Zumindest verstehe ich jetzt, warum Kneipen

[3] Name geändert

bei einigen Mitmenschen beliebt sind. Man lernt neue Leute kennen. Und andere Sichtweisen.

10. Juli 2023: Namib-Wüste, Swakopmund

Der Anbieter *Living Desert Namibia* holt uns pünktlich um acht Uhr ab. Wie der Name des fünfstündigen Ausflugs *The Little Five* verrät, liegt der Fokus ausnahmsweise *nicht* auf den Elefanten und Löwen dieser Welt, sondern auf den eher kleinen Lebewesen, die sich in Namibia ein Überleben gesichert haben. Schlangen, Spinnen, Eidechsen, …

Die Frage ist allerdings, ob wir heute überhaupt was sehen werden. Es wurde Ostwind vorhergesagt. Heftiger Ostwind, der einen Sandsturm mitbringen soll. Noch ist davon nichts zu bemerken, doch der Tourleiter will keine Zeit verschwenden.

Wir fahren nach Süden hinaus aus der Stadt und durch das trockene Flussbett des Swakop, in dem ein paar Schakale Reißaus nehmen. Die Namib besteht hier aus Dünen mit darauf vielen kleinen Sträuchern. Während einer der Tour-Mitarbeiter sich auf die Suche nach Kleinviech macht, erklärt unser Guide Mike, wie die Tierwelt in einer solch unwirtlichen Umgebung überhaupt überleben kann:

»Es gibt hier kaum nachwachsende Nahrung – diese muss somit importiert werden. Der seltene Ostwind, der auch für heute angesagt ist, trägt nicht nur Sand, sondern auch Samen und Pflanzenreste aus dem Landesinneren herbei. Bei den Südwestwinden, die typischer sind, werden im Anschluss die verstreuten Mitbringsel auf die steilen Seiten der Dünen geweht. Also an die östliche Seite. Dort bildet sich somit das sogenannte *Wüstenmüsli*. Dieses bildet den Beginn einer Ernährungspyramide.« Mike schaut in die Runde. »Ihr

habt bestimmt schon Toktokkie Käfer gesehen?« Die meisten nicken. »Sie ernähren sich von dem Wüstenmüsli. Dann legt das Weibchen Eier in den Sand. Die schlüpfenden Raupen essen ebenso Wüstenmüsli – und dienen selbst als Nahrung. Denn die Eidechsen essen die Larven. Teilweise werden auch direkt die Käfer gegessen – so wartet zum Beispiel das Chamäleon am Wüstenmüsli auf das Auftauchen der Toktokkies. Und die Wüstenviper gräbt sich bevorzugt neben dem Müsli ein – allerdings nicht für die Käfer oder die Larven, sondern für die Eidechsen. Dazu steckt die Viper die Schwanzspitze aus dem Sand, damit die Eidechse glaubt, dort gäbe es eine Larve. Die nächste Stufe in der Ernährungspyramide nehmen die Raubvögel ein: Sie futtern die Schlangen. Schakale, schließlich, essen vom Käfer bis zum Raubvogel so gut wie alles, was sich bewegt.«

An dieser Stelle dauert Mike die Suche seines Kollegen wohl zu lang und er geht ihm zur Hand. Ein paar Minuten später kehrt er zurück, und bittet uns, mitzukommen. In der Nähe eines Wüstengewächses zeigt er auf eine minimale Erhebung im Sand, die für mich komplett natürlich aussieht. Dort beginnt er nun zu graben, legt einen schmalen Tunnel frei und schließt die Hände um etwas. Mit dem Rücken zur Sonne kniet er sich hin und bittet uns, einen Kreis um ihn herum zu bilden. Dann öffnet er die Hände und zum Vorschein kommt ein kleines Reptil mit fast transparenter Haut. Der Namib Dünen-Gecko, der auch als Logo für die Tour-Firma dient. »Das ist der einzige Gecko mit Entenfüßen«, erklärt er. Unter anderem braucht er die, weil er sich eingräbt. Er lebt in etwa vierzig Zentimeter tief im Sand, wo durchgängig 20 Grad herrschen. Daher ist er jetzt, an der kalten Luft, eher lethargisch. Ich schütze ihn vor direkter Sonneneinstrahlung, da diese seinen großen Augen schaden würde. Die kann er übrigens mit der langen Zunge selbst reinigen.«

Fasziniert schauen alle auf das filigrane Wesen – und fotografieren es emsig (ohne Blitz). Nach guten zehn Minuten setzt Mike es wieder in die gegrabene Kuhle. Langsam macht sich der Gecko von dannen.

Wir fahren ein paar Meter weiter – dieses Mal führt die erneute Tiersuche schneller zum Erfolg. Auf der flachen Hand präsentiert Mike eine silbrige Blindschleiche. Ein paar hundert Mal vergrößert könnte sie direkt aus einem Science-Fiction Film stammen. »Die Fitzsimmons Blindschleiche«, erklärt er. »Sie lebt unter dem Sand und ernährt sich hauptsächlich von Larven. Sie spürt deren Bewegungen.« Er schöpft ein wenig Sand in Nerys' Hände und setzt die Blindschleiche darauf, die sich sofort in windenden Bewegungen darin versenkt. Nur Sekunden später ist sie verschwunden. Das Spiel wiederholt er noch ein paar Mal, bevor er sie wirklich ziehen lässt.

Eine kurze Fahrt später heißt es erneut warten, während die beiden Begleiter auf die »Jagd« gehen.

»Wir haben Glück!«, verkündet Mike dann. »Für mich ist das gerade entdeckte Tier ein absolutes Highlight. Wir sehen es nur selten: Das Namakwa Chamäleon! Bevor wir hingehen, gebe ich euch schon hier die wesentlichen Informationen zum Tier. Damit wir es vor Ort nicht zu stark aufregen.«

»Läuft es uns inzwischen nicht weg?«, frage ich.

»Nein, die sind sehr träge. Okay, die Infos: Es handelt sich um die einzige Chamäleon-Art in Afrika, die auf dem Boden lebt. Außerdem wird sie im Gegensatz zu anderen Chamäleon-Arten mit bis zu dreißig Jahren doppelt so alt. Bekanntermaßen ändern die Tiere gerne ihre Farbe. Dafür gibt es drei Gründe: zur Tarnung, zur Temperaturkontrolle und zur Kommunikation der Stimmung. Zum Beispiel wird das Namakwa schwarz, wenn es sich ärgert. Beide Augen können unabhängig voneinander bewegt werden. Sie nehmen jeweils nur einen sehr kleinen Ausschnitt wahr, ähnlich wie wir durch ein

Fernglas. Damit sehen sie einerseits eingeschränkter, andererseits jedoch sehr weit. Sie können ihre Artgenossen auf eine Entfernung von fünfhundert Metern ausmachen. Obwohl die Tiere maximal fünfundzwanzig Zentimeter lang werden.«

Wir gehen los, in einer Kolonne im Entenmarsch, um möglichst wenig des Lebensraums zu zerstören. An einem Busch steht das – momentan schwarze – Tier und mustert uns. Es läuft nicht etwa weg, sondern vollführt wiegende Bewegungen, anscheinend um damit wie ein Ast im Wind auszusehen.

Wir knien uns alle hin und schauen dem trägen Tier eine Weile zu. Dann öffnet Mike ein mitgebrachtes Schraubglas, schüttelt ein Paar Käferlarven heraus und wirft sie dem Chamäleon hin. Dieses lässt sich nicht lange bitten, gibt die schützende Deckung des Wüstengestrüpps auf und tappst – sehr langsam – ein paar Schritte in Richtung Futter. Dann öffnet sich das Maul und die klebrige Zunge befördert die Larven Stück für Stück in den Magen. Die Hautfarbe ändert sich zu grün.

Damit haben wir aus meiner Sicht das Highlight der Tour hinter uns. Zwar geht die Suche nach anderen Tieren weiter, aber das Chamäleon stand ganz oben auf meiner Liste.

An der nächsten Stelle findet Mike recht schnell ein Exemplar des Tieres Nummer vier: die Schaufelschnauzen-Eidechse. Das kleine, tagaktive Tierchen ist recht rege und versucht Mike immer wieder in den Finger zu beißen.

Bekannt ist diese Eidechsen-Art vor allem für sein »Tanzen«: »Es hebt bei heißer Unterlage jeweils zwei diagonale Beine vom Boden und wechselt diese dann nach kurzer Zeit. Bei mehrfacher Wiederholung sieht dies ein wenig wie ein Tanz aus.«

Das unruhige und schnelle Tier lässt uns Mike fragen: »Wie hast du es überhaupt gefangen?«

»Der wesentliche Feind der Schaufelschnauzen-Eidechsen ist die Schlange«, erläutert er. »Aber auch Raubvögel sind eine Gefahr. Daher habe ich, als ich dieses Exemplar sichtete, meinen Hut hochgeworfen, den die Eidechse als Raubvogel interpretiert hat. Sie taucht dann sofort in den Sand ein – da konnte ich sie einfach einsammeln.

Nun bleibt noch die Sandviper. Die Suche nach der Schlange gestaltet sich jedoch schwierig, da ein starker Wind alle Spuren verwischt hat. Nur an einer einzigen Stelle lassen sich noch ältere Zeichen im Sand finden – bloß keine Schlange. Wir fahren gleich mehrere Male weiter, immer tiefer in die Dünenlandschaft hinein. Dabei passieren wir auch einer etwas erhöhten Sandpiste, auf der nur noch wenige Reste einer einstigen Gleisanlage liegen. Und auch diese verschwinden in Richtung Atlantik unter Sand.

»1980 ist das letzte Mal ein Zug auf dieser Strecke bis zur Küste gefahren«, erklärt Mike. »Dann kam die Wanderdüne.«

Kurz darauf überschreiten wir die Grenze zum *Dorob National Park*. Da die Schlangensuche weiterhin erfolglos bleibt, hält Mike stattdessen an einer Stelle, an der vier Dünentypen zusammentreffen: schwarze, gelbe, weiße und rosarote. »Der weiße und gelbe Sand bestehen aus Quarz«, erklärt er. »Der eine Sand ist dabei gröber – also jünger – als der andere. Rosaroter Sand besteht aus einem Halbedelstein, dem Granat. Der wird gerne für Nagelfeilen und Schmirgelpapier benutzt. Und schwarzer Sand besteht teilweise aus

Magnetit. Also Fe_3O_4.« Er zieht einen Magneten aus der Tasche und hält ihn wenige Zentimeter über die Wüste. Sofort fliegen feine Körner nach oben und bilden verrückte Strukturen auf dem Magneten. Nach der Vorführung streift er das Magnetit ab – und Nerys ist sofort zur Stelle. Sie sammelt den schwarzen Sand ein, um damit zuhause weitere Experimente zu machen. In ihrer Sammelwut beginnt sie mit dem magnetischen Gehäuse vom Handy weiteres Magnetit zusammen zu klauben. Wie ein Schatzsucher hockt sie im Sand.

Wir fahren zum letzten Mal weiter, an den Fuß einer hohen Düne, auf die wir hinauflatschen sollen. Schöner Ausblick und so. Die beiden Guides gönnen sich inzwischen eine Pause bei den Autos.

Einmal oben, toben die Kinder herum und rennen die Sandhügel hinunter. Sogar Kaye, die aber sofort ein Faceplant (Vollbremsung mit dem Gesicht) hinlegt. Sie kann sich nicht entscheiden, ob sie vor Schmerzen weinen soll, oder ihr Stolz das nicht zulässt – immerhin hat die gesamte Touristengruppe zugeschaut. Tatsächlich macht sich auch die gesamte Belegschaft Sorgen um sie, bloß Melanie nicht. Stattdessen lacht sie laut auf, als Kaye ihren Abgang macht. Mutter des Monats.

Nerys macht es geschickter als Kaye und schickt ihre Beine vorneweg.

Wir machen nur einen kurzen Zwischenstopp im Hotel und absolvieren dann einen ausgedehnten Stadtrundgang.

Der erste Abschnitt gestaltet sich kurz, da schon nach zehn Minuten ein Kaffee- und Kuchen-Stopp eingelegt wird. Anschließend marschieren wir an Kolonialbauten, typischerweise in einer Mischung aus Jugendstil und Fachwerk, vorbei. Besonders beeindruckt uns der ehemalige Bahnhof, in dem sich nun unter anderem ein Hotel befindet.

Das *Swakopmund Museum* ist klein, aber fein, und gibt einen guten Überblick über Tierwelt und Kolonialzeit. Unter anderem lernen wir, dass die so oft am Straßenrand beobachteten Vögel Perlhühner und Rüppeltrappen sind.

Und es gibt bereits eine kleine Vorbereitung auf unseren späteren Trip entlang der *Skelettküste*. Mehrere Vitrinen im Museum bieten Informationen zu diesem unwirtlichen Küstenabschnitt. Unter anderem ist dort wohl das Schiff *Vlissingen* untergegangen. Das 1732 gebaute VOC-Schiff (Vereenigde Oostindische Compagnie) verließ Anfang 1747 die Provinz Zeeland für seine fünfte Reise. Gefunden wurde das Wrack nie. Dafür spülen immer wieder Münzen (»Duiten«) aus der Ladung an. Oft in der Meob-Bucht und immer mit der Jahreszahl 1746, geprägt in Middelburg, wo ich aufgewachsen bin.

Am Strand stolpern wir über gleich zwei verendete und teils verweste Robben. Der heute Morgen noch gefürchtete Ostwind hat zwar bisher noch nicht den befürchteten Sandsturm gebracht, dafür aber wärmere Luft, so dass es sogar Leute gibt, die sich bis zur Hüfte ins Wasser trauen.

Ein paar Souvenirs werden eingekauft, dann besorgen wir bereits das Abendessen für die Kinder, die der Meinung sind, dass sie um 16 Uhr bereits genug für den Tag geleistet hätten und sich nun ruhigen Gewissens auf das Zimmer zurückziehen könnten.

Melanie und ich finden uns kurz darauf im *Jetty 1905* zum Dinner ein. Am Ende des Piers gelegen, bietet es einen wunderbaren Ausblick auf den Atlantik in der einen und Swakopmund in der anderen Richtung (auch wenn wir leider nicht den oben abgebildeten Tisch hatten).

Der Wein, die Vorspeise, die Hauptspeisen und die Nachtische sind wunderbar – und kosten uns inklusive Trinkgeld bloß fünfundvierzig Euro. Nach wie vor ist uns nicht verständlich, wie die namibische Gastronomie so erschwinglich sein kann, während die Übernachtung doch so teuer ist. Die Verhältnismäßigkeit scheint nicht gegeben zu sein.

Zum abschließenden Umtrunk besuchen wir das gestern angesteuerte, aber aufgrund akuter Darmprobleme nie betretene *Hansa Hotel*. In der Bar, eine stilistische Mischung aus altdeutsch, Jugendstil, DDR und Western-Bar, genießen wir den offenen Kamin, um anschließend in eine erstaunlich warme Nacht hinauszutreten. Der Ostwind scheint vollends angekommen zu sein. Bisher noch ohne Sturm.

11. Juli 2023: Erongo-Gebirge

Am frühen Morgen ist es draußen erstaunlich warm. Der Ostwind hält an.

Nach dem Frühstück wollen wir bloß noch schnell einkaufen und das Auto langstreckenbereit machen, müssen aber feststellen, dass die erste Tankstelle kein Diesel mehr hat. Für die zweite gilt das gleiche. Nun fallen uns auch die anderen durch die Gegend kurvenden Touristenmobile auf, die wohl alle mit dem gleichen Problem kämpfen. Am Ende erlöst uns die dritte Tankstelle.

Zu Beginn der etwa zweieinhalbstündigen Fahrt hinein in das Erongo-Gebirge flankiert uns – wie so oft zuvor – nichts als Sand und Gestrüpp. Und doch ist etwas anders: das Licht. Irgendwie milchig und mit Gelbstich. Außerdem reicht der Blick nicht besonders weit. Parallel nimmt stetig die Windstärke zu.

Und dann ist er doch noch da: der Sandsturm. Fast waagerecht fegen Schlieren über die Straßen. Mal sehen wir zweihundert Meter weit, mal nur zwanzig. Eine dicke, gelbliche Wolke liegt über dem Land, darüber spannt sich weiterhin der blaue Himmel. Nicht ungefährlich für den Verkehr, wie wir kurz darauf feststellen müssen: Ein Pickup hat beim Überholen einen Laster übersehen und liegt zerquetscht unter dessen Fahrerhaus.

Kurz darauf scheinen wir das Schlimmste hinter uns zu haben. Obwohl der Wind weiter stark weht, trägt er etwas weniger Sand mit sich.

So brauchen wir zwar etwas länger, vertreiben uns jedoch die Zeit mit abwechselnd deutschen, San-sprachigen und afrikaansen Sendern. Ich frage mich, was es für die Effizienz eines Landes bedeutet, wenn bei nur 2,4 Millionen Einwohnern so viele Sprachen parallel genutzt werden.

Nach etwa hundertzehn Kilometern biegen wir auf Schotter- und Sandpisten ab. Links von uns zeigt sich bald die Spitzkoppe (unser morgiges Ziel). Rechts

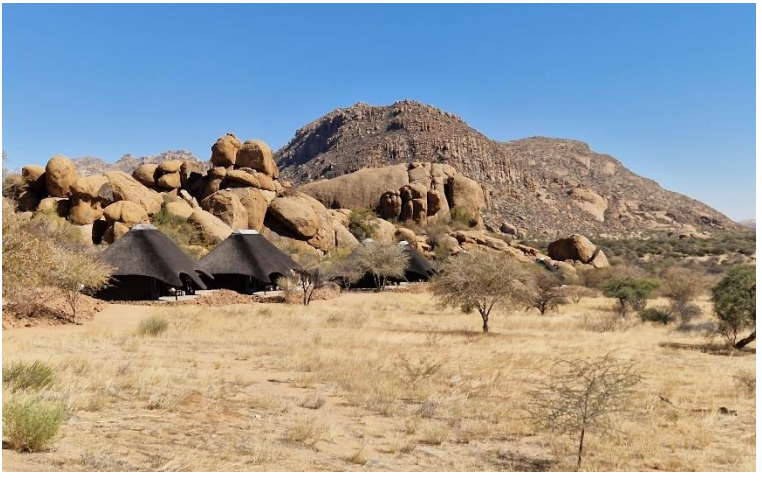
von uns liegt das Erongo-Massiv, in dem sich unsere Lodge befindet. Beide Formationen sind Überbleibsel eines 130 Millionen Jahren alten Vulkans, dessen Magma-Bewegungen größtenteils unterirdisch stattfanden. Die erstarrten Gesteine wurden dann über die Jahrmillionen durch Wind und – tatsächlich stimmt das hier – auch Wetter freigelegt. Denn in diesen Gefilden fällt typischerweise etwa achtzehn Zentimeter Regen pro Jahr, was man an der nun fast schon üppigen, wenn auch momentan braun-gelben Natur erkennt.

Bei Ankunft an der *Ai Aiba Rock Painting Lodge* pfeift der Wind uns um die Ohren. Und es ist frisch. Die Temperatur ist ordentlich gefallen, auf etwa 18 Grad. Wir befinden uns aber auch auf 1200 Metern Höhe.

Da heute die teuerste Übernachtung unserer Reise ansteht, wollen wir etwas von der Location haben und sind schon gegen Mittag vor Ort. Nach dem heutigen Luxus stehen sechs Tage Camping an. Doch da unsere Lodge dessen Name, *Ai Aiba*, aus der hiesigen Damara-Sprache stammt und »jemand, der den Weg in die Zukunft zeigt« bedeutet, noch nicht bezugsfertig ist, bestreiten wir zuerst den ausgeschilderten Wanderpfad. Er führt von hinter dem Hauptgebäude in das Gebirge. Schöne Aussichten für die Eltern und ein paar Kekse für die Kinder machen den Spaziergang zu einem für alle lohnenden Unterfangen. Zudem begegnen wir einigen Felsmalereien und einer Familie von Warzenschweinen. Kaye entdeckt das Mutterschwein zuerst und flieht panisch hinter uns. Nachdem wir sie zur Welt gebracht und großgezogen haben, dürfen wir somit außerdem als menschliches Schutzschild für sie dienen. Doch die Wildschweinmutter scheint mehr Angst vor uns als wir vor ihr zu haben: Sie trottet mit den drei Kleinen davon.

Unsere Lodge ist mittlerweile hergerichtet. So in etwa stellt man sich Luxussafari vor: Reetdach, innen Minimalismus, außen eine ungestörte Aussicht auf die afrikanische Landschaft, Ruhe.

Die Kinder hauen sich aufs Bett und lesen, Melanie macht Sport und ich schaue von der Terrasse aus auf die Natur.



Wie in Lüderitz gibt es auch in der Lodge gegen drei Uhr Tee und Kuchen, beziehungsweise Kekse. Möglichst unauffällig schlingen wir händevoll Gebäck hinunter. Im Gegenzug verpflichten wir Nerys und Lieven dazu, die kostenfrei angebotene Wanderung zum Sonnenuntergang auf den »Hausberg« wahrzunehmen. Die Eltern buchen stattdessen die Jeep-Fahrt durch das Gelände. Das sind zwar sechzig Euro extra, aber bei diesem Urlaub spielt der Betrag wohl keine entscheidende Rolle mehr. Ist das Konto erst ruiniert, lebt es sich völlig ungeniert … Oder so …

Eigentlich soll es bei der Jeep-Safari vor allem um die Felsmalereien und Botanik gehen, doch auch die Fauna kommt nicht zu kurz. Sowohl lebendige als auch tote. Gleich zwei Mal kommen wir an den Skeletten beziehungsweise Teilgerippen von Giraffen vorbei.

»Männliche Giraffen haben etwas breiter stehende Hörner«, erklärt der Fahrer. »Außerdem sind die Hörner bei den Männchen oben drauf kahl.«

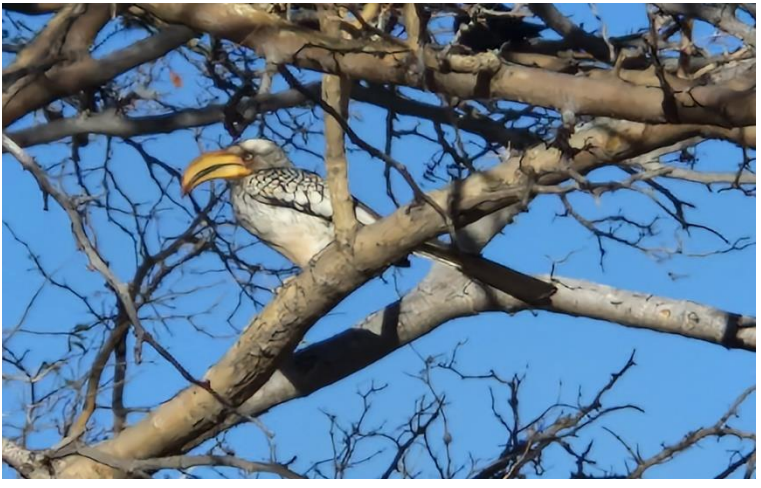
Melanie lacht ein unverschämtes Lachen, inklusive Seitenblick auf mich.

»Einzelne Giraffen, wie diese alte Dame da vorne«, erklärt der Guide kurz darauf, »sind ausgestoßene Tiere. Giraffen halten es da wie Springböcke und Oryx-Antilopen: Verwundete und geschwächte Tiere werden aus der Gruppe vertrieben, da sie sonst Raubtiere anziehen könnten.«

Passend dazu zeigt uns der Fahrer eine Schleifspur am Boden.

»Hier hat ein Gepard gestern eine erlegte Antilope langgezogen, um sie dann in den Hügeln zu fressen.«

Geparde gibt es in Namibia in größerer Zahl, etwa 3500, davon ein paar Hundert in Etosha, der Rest auf privatem Farmland. Sie haben nicht nur Hyänen zu fürchten, sondern sogar andere Geparden.



Neben toten, ausgestoßenen und lebendigen Giraffen sehen wir nun auch endlich Nashornvögel. Zazu! Mehr oder weniger … Der Toko, beziehungsweise Nashornvogel (Englisch: Hornbill) war das Vorbild für den Zeichentrick-Zazu im *König der Löwen*. Lokal werden sie auch Pfefferfresser genannt, da sie nicht vor dem Verzehr von giftigen Tieren wie Stinkwanzen, Wespen und Pferdefliegen zurückschrecken.

Interessant in dem Zusammenhang die Elternschaft der Gelbschnabeltoko: Der zukünftige Papa versiegelt den Eingang zur Baumhöhle, in dem sich das Weibchen befindet. Diese rupft sich alle Federn aus, um damit eine weiche Umgebung für den Nachwuchs zu schaffen. Nun flugunfähig, ist sie auf ihren Partner angewiesen, um sich und den Nachwuchs zu füttern.

Disney ist bekannt dafür, Tiere und Menschen zu verniedlichen. Bei Zazu war das eigentlich kaum notwendig. Anders sieht das bei Pumbaa aus, dem Warzenschwein. Denn in der Realität sind die Tiere potthässlich, wie wir bei der erneuten Sichtung der Warzenscheinfamilie bestätigt bekommen. Die namensgebenden Warzen sind dabei nicht etwa zufällige Wucherungen; in Summe vier Paar dieser Hautgebilde werden bereits im Embryo angelegt.

»Hier nennen wir die Tiere oft *Radio Afrika*«, meint der Fahrer. »Bei Gefahr stellen sie ihren mit einer Quaste versehenen Schwanz senkrecht auf, wie eine Antenne.«

Genau das tut der Nachwuchs nun, als er hinter der Mutter hertrottet.

Bei dem Erdmännchen Timon brauchte Disney – ähnlich wie bei Zazu – kaum nachzuhelfen. Die sind von Natur aus knuffig. Das liegt wohl vor allem daran, dass die Mangustenart proportional riesige Augen hat: Deren Höhlen machen mehr als zwanzig Prozent der Schädellänge aus. Dazu kommt die putzige Haltung, wenn sie sich aufrichten, die Pfötchen auf den Bauch legen und durch die Gegend schauen.

Schließlich erspähen wir noch ein Exemplar der kleinen Antilopenart Dik Dik, die – wie das Erdmännchen – aufgrund der großen Augen einfach nur süß aussieht. Das ist auch die Meinung einiger der größeren Raubvögel, die hin

und wieder eines der maximal sechs Kilogramm schweren Tiere einfach davontragen.

Auch einige Botanik-Informationen bekommen wir. Obwohl hier vieles abgestorben aussieht, heißt das noch lange nicht, dass alles Leben tatsächlich gewichen ist. Entweder mit kaum Laub oder im Überlebungsmodus, weilt wohl der Großteil der kargen Gewächse noch unter den Lebenden. Und fast alle haben beziehungsweise hatten für die indigenen Menschen ihren Nutzen. So erfahren wir einiges zur Herkunft des vom Guide als *Himba Parfüm* bezeichneten Duftes. Da die Frauen der Himba (ein Herero-Stamm) sich nicht mit Wasser waschen durften, nutzten sie den natürlichen, frischen, Limonen-ähnlichen Duft der Blüten eines lokalen Gewächs zur Übertünchung ihre Körpergerüche. Alternativ hockten sie sich über ein Feuer eines bestimmten Holzes, um sich sozusagen »auszuräuchern«.

Auf einem Hügel mit wie von Riesenhand hingestreuten übergroßen Felsen steigen wir aus, schauen uns noch ein paar Felszeichnungen an und bereiten uns dann mit dem Ausblick auf endlose Landschaften auf den Sonnenuntergang vor. Auch hier mit einem Gin-Tonic und ein paar Knabbereien. Mit der einsetzenden Dunkelheit lässt der Wind merklich nach.

Melanie und ich unterhalten uns mit dem Fahrer, der seine Familie mit gleich vier Töchtern mittels der Arbeit auf der Lodge seit einigen Jahren – und sogar durch die Corona-Zeit hindurch – ernährt.

»Tourismus ist nach wie vor ein wesentlicher Arbeitgeber des Landes, wobei auch die Rohstoffindustrie wichtiger wird«, erklärt er. »Allerdings sind die betreffenden Minen nicht mehr unbedingt in namibischer Hand. Die drei größten Uranminen und sechs größten Marmorbrüche gehören China.« Er zuckt die Schultern. »Kann man so oder so sehen. Aus meiner Sicht bringt es erstmal mehr Wohlstand nach Namibia.«

Zurück an der Lodge genießen wir unsere Unterkunft, um dann zum Abendessen im Speisebereich vorbeizuschauen. In dem teilweise offenen Gebäude gibt es zwar einen Kamin, der ist aber leider maximal weit von uns entfernt. Somit bleiben die Jacken an.

Die Speisen sind wunderbar, die Getränke auch, und wir springen konversationstechnisch mit den Kids von Thema zu Thema. Nachdem ein weiterer Gang serviert und unser Gespräch damit kurz unterbrochen wurde, schaue ich in die Runde.

»Wo waren wir gerade nochmal? Ach ja, richtig: Strip Clubs!«

Keine Ahnung wie wir bei dem Thema gelandet sind …

DONUT
CAKE

12. Juli 2023: Spitzkoppe

Nach einer stürmischen Nacht finden wir uns gegen 8 Uhr zum empfehlenswerten Frühstück im Hauptgebäude ein. Anschließend genießen wir noch ein wenig die Ausblicke von der Lodge aus, um gegen zehn die Weiterreise zur Spitzkoppe in Angriff zu nehmen.

Wie das Erongo-Gebirge ist die als *Matterhorn Namibias* bezeichnete Spitzkoppe eine Granitformation. Wobei es nicht »die« Spitzkoppe gibt, sondern die *Große* (1728 Meter) und die *Kleine* (1584 Meter) Spitzkoppe, sowie einige weitere verstreute Gebilde. Felsmalereien – zum Leid unserer Kinder stehen die auf dem Besichtigungsplan – und Steinwerkzeuge belegen wie im Erongo-Gebirge, dass Menschen hier schon vor langer Zeit ansässig waren.

Es geht zuerst nach Südwesten und anschließend gefühlt zur Hälfte um das imposante rote Bergmassiv herum. Erneut begleitet von Sandstürmen und Böen.

Auch im Park herrschen heftige orkanartige Winde. Die Rezeption – ein vier mal vier Meter großer Bau aus Naturstein – hat bereits einen Teil seines Daches verloren. Wir fragen nach einigermaßen windgeschützten Camping-Sites, fahren mehrere an, und entscheiden uns schließlich für die Nummer 14. Hier können wir unser Auto direkt an die senkrechte Felswand heranfahren. Hoffentlich schützt diese unsere Zelte einigermaßen vor dem Wind.

Der Tag will genutzt werden: Wir machen uns ohne größere Pause an die Erkundung der näheren Umgebung. In Richtung Große Spitzkoppe gehend – unser Wagen steht an der Kleinen Spitzkoppe – müssen wir uns immer wieder gegen den Sturm stemmen. Zwei Versuche unternehmen wir zur Besteigung der geschwungenen Felsmassive. Beide brechen wir ab. Zu windig.

Bleibt für den Moment erstmal die Besichtigung von einigen 2000 bis 4000 Jahre alten Felszeichnungen (Nashörner, Giraffen, Antilopen, …) am *Small Bushman's Paradise*. Gemäß des verpflichtend zu nutzenden lokalen Touristenführers erfolgt die Datierung dabei anscheinend über die Verortung

der Zeichnungen am Felsen. Umso höher, desto älter, weil die Künstler im Hocken gemalt haben sollen und die Erosion den Boden über die Jahrhunderte tiefergelegt hat. Das scheint mir ein gewagter theoretischer Ansatz, da es ja auch Verwehungen und Anschwemmungen gibt.

Während des Spaziergangs zum *Rock Pool* lässt der Wind ein wenig nach. Inmitten roten Gesteins stoßen wir tatsächlich auf einen kleinen Tümpel, der im Sommer wohl hin und wieder groß genug zum Planschen sein soll.

Die Lage des »Sees« würde zu den Zeichnungs-Erläuterungen des Erklärbärs am *Small Bushman's Paradise* passen. Er meinte, dass die Koi-San von ihnen gezeichnete Nashörner und Giraffen mit dem Gesicht in die Richtung abbildeten, in denen es Wasser gab. Denn diese Orte leiteten sie unter anderem an dem Verhalten dieser beiden Tierarten ab: Die Nashörner laufen immer nach dem Essen zur Tränke. Und die Giraffen sind dann beim Wasser angekommen, wenn plötzlich ihr Kopf nach unten verschwindet.

Unweit vom *Rock Pool* suchen wir die *Bridge* auf, ein langgezogenes Felsenfenster. Hier lässt es sich wunderbar herumklettern, sowie die vielen Klippschliefer beobachten. Vor allem eine Schliefer-Mutter mit vier kleinen Kamikaze-Kletterern begeistern die Kids.

Zurück am Auto gibt es ein frühes Abendessen. Duschen wollten wir heute eigentlich ausfallen lassen. Bloß Lieven muss sich reinigen; intelligenterweise war er am letzten Abend in einer ordentlichen Unterkunft der Meinung, er könnte mal aussetzen. Da die Campingplätze des *Spitzkoppe Rest Camp* bloß über Plumpsklos verfügen, nutzen wir Toiletten und Duschmöglichkeiten am Restaurant am Eingang zur Spitzkoppe. Gute fünfzehn bis zwanzig Minuten strammes Laufen entfernt. Tja, durch Schaden wird man klug.

Leider begegnet uns hier die ein oder andere Mücke. Längeres Stargazing fällt heute somit aus. Kurz nach sieben sind alle im Zelt.

Natürlich muss ich später doch nochmal raus. Alte-Männer-Blase und so. Zum ersten Mal kommt dabei die »Skorpion-Taschenlampe« zum Einsatz. Das Schwarzlicht soll das Außenskelett von Skorpionen zum Leuchten bringen.

Das kurzwellige UV-Licht regt bestimmte Moleküle an, die anschließend längerwelliges Licht (blau bis grün-gelb) abgibt. Interessante Faustregel: Hochgiftige Skorpione haben einen dicken Schwanz und dünne Zangen. Für den Menschen weniger gefährliche Tiere haben einen dünnen Schwanz und dicke Zangen. Sinnvollerweise geht man allerdings ALLEN Skorpionen aus dem Weg. Allerdings werden wir weder heute noch während dem Rest des Trips welche zu Gesicht bekommen. Wie so oft gibt es zwei sehr unterschiedliche Reaktionen auf diesen Sachverhalt: Enttäuschung bei mir, Lieven und Nerys. Erleichterung bei Kaye und Melanie.

13. Juli 2023: Cape Cross Robbenkolonie, Skelettküste

Gegen Mitternacht fange ich an zu zählen: dreißig bis vierzig Sekunden. So lange dauert ein Zyklus, der in etwa so abläuft: In der Ferne hört man etwas rauschen. Dieses Etwas hört sich an wie ein herbeirasender Zug. Wie die Wallung eines Zyklons. Dann erreicht der Wind die Zelte und bring alles zum Zittern. Sekunden später ist es wieder windstill. Nur, um sich zu wiederholen.

So geht es die gesamte Nacht.

Ziemlich gerädert stehen wir mit der Sonne auf, wecken den Torwächter – durch das Fenster sehe ich ihn noch im Bett liegen – und machen einen Start bei den heute in Summe anstehenden sechseinhalb Stunden Autofahrt.

Zuallererst geht es nach Süden, dann nach Westen, bis wir in Henties Bay den Atlantik erreichen. Von hier aus nach Norden abbiegend, bleibt die durch den Wind aufgepeitschte Brandung nun immer zu unserer Linken. Doch auch auf Land begleitet uns der Sturm. Der nach wie vor herrschende Ostwind transportiert wahre Sandströme über die Autobahn. Zeitweise ist die Straße nicht mehr zu sehen. Ein faszinierendes und beängstigendes Schauspiel. Glücklicherweise ist auf den Straßen kaum was los.

Aufgrund der herrschenden Naturgewalten lässt sich im Wasser beziehungsweise auf dem Küstenstreifen davor kaum etwas beobachten. Ich hatte eigentlich gehofft, bereits ein paar Robben zu erspähen. Derer gibt es hier ziemlich viele. So viele, dass eine Robbenernte stattfindet. Bei dem jährlichen Event, auch Robbenschlagen genannt, werden etwa 80.000 Jungtiere und 6.000 Bullen getötet. Neben dem wirtschaftlichen Gewinn durch Leder, Fleisch und vor allem Genitalien der Bullen (verkauft nach Ostasien),

verteidigt der Staat das Vorgehen auch mit dem Erhalt des Fischbestandes (für die Fischerei-Industrie …). Bei geschätzten 1,3 Millionen Robben muten die genannten Zahlen recht hoch an. Nichtsdestotrotz breitet sich die Robbenpopulationen seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts aus.

Besonders viele der Tiere gibt es in der Zwergpelzrobben-Kolonie am Cape Cross. Bis zu eine Viertel Million der auch Seelöwen und Kap-Pelzrobben genannten Tiere sollen hier leben. Die Bullen allerdings nur für sechs Wochen ab Mitte Oktober. Die Kühe bringen anschließend die Kleinen zur Welt, von denen etwa siebzig Prozent die Kindheit überleben.

Etwa zwei Stunden vorsichtige Fahrt später erreichen wir nun das passend bezeichnete *Cape Cross Seal Reserve*. Beim Aussteigen sind wir ausnahmsweise dankbar für den steifen Wind. Ich mag mir kaum ausmalen, wie es hier im Hochsommer, bei Hitze und Windstille, riechen mag. Auch so ist der Geruch stechend. Tausende Robben röhren, sonnen, schwimmen. Man weiß kaum, wohin man zuerst schauen soll. Tapsige Jungtiere wankeln herum, schwere Muttertiere fläzen sich in der Sonne. Die stürmische Brandung ist schwarz vor Tieren.

Ungünstigerweise verliert Melanie auf dem Laufsteg ihren Hut, der etwa ein Dutzend Meter weiter zwischen den Robben landet. Gleich mehrere watscheln hin, riechen dran, und verlieren schließlich das Interesse. Ich überlege, ob ich mich zwischen die Tiere wagen soll – immerhin war der Hut nicht günstig. Und Umweltverschmutzung und so … Aber die Viecher sind nicht gerade klein und gebärden sich teilweise ziemlich aggressiv. Außerdem haben sie ihre Brut dabei.

Erst nachdem ich mehrere Touristen gesehen habe, die am Parkplatz den Tieren bis auf zwei, drei Meter nahegekommen sind, ohne sich Verletzungen zuzuziehen, springe ich über die Holzabgrenzung. Obwohl ich jetzt kaum näher an den Robben bin, richten sich sofort dutzende schwarze Augenpaare auf mich. Die ersten Tiere nehmen Reißaus. Langsam arbeite ich mich vor, dabei die Mütter und Kinder vor mich hertreibend. Bloß ein einzelnes ausgewachsenes Exemplar scheint Melanies Hut richtiggehend zu bewachen. Mit einem Brüllen gibt sie ihn schließlich frei. Ich schnappe ihn mir und hechte zurück in die Sicherheit.

Weiter geht es nach Norden, um noch vor Ugab einen Abzweig zur Küste zu nehmen. Hier soll seit 1970 das Wrack der *Winston*, einem südafrikanischen Fischkutter, liegen. Tatsächlich finden wir, während wir auf dem offenen Strand gesandstrahlt werden, nicht nur dieses Wrack, sondern auch das der

Stormkus. Wirkliche Schiffe kann man in den spärlichen Resten nicht mehr erkennen. Dazu finden wir immer wieder Knochen.

Passt zum Namen von dem, was nun bald kommt: der Nationalpark *Skelettküste*, der sich von hier bis nach Angola hochzieht. Der afrikaanse Begriff für die *Skelettküste* ist noch etwas spezifischer: »witman se graf«. Auf Deutsch: »Dem Weißen sein Grab«. Diese Bezeichnung bezieht sich vor allem auf die vielen Schiffe, die hier Havarie erlitten.

Ein Besuch des Nationalparks verlangt strikte Zeitdisziplin. Die Tore im südlichen Ugab und dem nordöstlich gelegenen Springbokwasser können nur

zwischen 8 und 15 Uhr durchfahren werden. Zeit für ein schnelles Selfie am ikonischen Gatter des Parks haben wir selbstverständlich trotzdem.

Eine erfreuliche Überraschung: Da wir den Nationalpark ohne darin zu übernachten durchqueren brauchen wir keine Eintrittsgelder zu zahlen. Dabei hätte ich die erwarteten dreißig Euro ohne weiteres ausgegeben. Allein das nach etwa siebzehn Kilometer am South West Seal Aussichtspunkt liegende Wrack der *Benguela Eagle* wäre das Geld wert. Vor bald einem halben Jahrhundert (in 1976) havarierte der neunzig Tonnen schwere südafrikanische Fischkutter nach einem Feuer. Dementsprechend ist nicht besonders viel vom Schiff geblieben. Gerade das macht jedoch den Reiz aus. In der Brandung liegend, lassen sich noch Rumpf, Motor, Netze und Takelage erkennen. Genug, um etwa drei Dutzend Fotos zu schießen … Visuell noch einen drauflegend, liegt in direkter Nähe zum Wrack der Beckenknochen eines Wals.

Der nächste Stopp findet an einem halb zerrosteten Ölbohrturm statt. Seinem Schicksal überlassen, korrodiert er – je nach Literaturquelle – seit den Sechzigern beziehungsweise Siebzigern im Sand und der salzigen Luft vor sich hin. Ein verkrusteter Arbeiterhandschuh liegt verstaubt ein paar Meter entfernt in der Wüste. Wie zuvor das Wrack der *Benguela Eagle* ist auch dieser Zivilisationsrest ein dankbarer Gegenstand für Fotografen.

Nur einige Kilometer nördlich folgen die Reste einer weiteren aufgegebenen wirtschaftlichen Aktivität. Von der alten *Toscanini Mine* sind vor allem die Reste der Anlandungsstege fotogen.

Die Landschaft färbt sich schwärzer, je weiter wir nach Norden kommen. Kurz vor *Torra Bay* biegen wir nach Osten ab – schon schnell wird die Landschaft etwas freundlicher.

Hier finden wir nun auch hunderte Exemplare der berühmtesten Pflanze des Landes, der Welwitschia.

In einem so trockenen Land bekommt Botanik einen besonderen Stellenwert. Die Welwitschia, benannt nach dem Österreicher Friedrich Welwitsch, besitzt bloß zwei Blätter, die dennoch in sehr trockenen Jahren eine Flüssigkeitsquelle für unter anderem Zebras oder Nashörner stellen. Die

Pflanze mit den Beinamen »die Wundersame« kommt ohne viel Wasser aus, absorbiert dieses unter anderem aus dem Nebel und übersteht extreme Hitze. Am faszinierendsten ist sicherlich, dass die Samen nur dann keimen, wenn es in der Namib ausgiebig regnet. Da dies zuletzt 1934 der Fall war, stammen alle heutigen kleineren Pflanzen aus dem Jahr. Warum sie heute noch leben? Weil sie extrem alt werden können, wohl bis über zweitausend Jahre.

Kurz nach fünf erreichen wir das Gelände der *Mowani Lodge*. Wir übernachten allerdings auf der *Mowani Campsite* und werden somit an einem Tor abgefangen. Auf meine Nachfrage hin, ob wir denn – natürlich gegen Bezahlung – in der Lodge zu Abend essen könnten, wird uns ein kurzer Besuch dieser erlaubt, um unser Anliegen mit dem Manager zu besprechen.

Die Lodge stellt sich als ein absolutes Schmuckstück zwischen Granitfelsen heraus. Inmitten ähnlicher Landschaft gelegen, jedoch sehr viel einfacher gestaltet, präsentiert sich die Campsite. Dafür ist sie bezahlbar (etwa hundert Euro versus über tausend Euro pro Nacht). Ein paar Kilometer entfernt und strikt von der Lodge getrennt, damit die sozialen Kasten sich auch nicht über den Weg laufen.

Wobei auch die Campingplätze schön gemacht sind. Halb offene Dusche und Toilette, direkt in die Felsenlandschaft hinein gebaut. Dazu laue Temperaturen – und Windstille!

Uns wird das Abendessen in der Lodge heute erlaubt, wir werden sogar an der Campsite abgeholt und wieder zurückgefahren. Vorher haben wir noch alles aufgebaut und geduscht, um nicht ganz aus dem Rahmen zu fallen.

Wir genießen die wunderbare Anlage und das erstklassige Abendessen. Die Kinder bitten mich sogar, die Bedienung anzuhalten, die Gänge zeitlich etwas zu dehnen, damit sie länger die Illusion aufrechterhalten können, unsere Familie könne sich eine solche Anlage leisten.

14. Juli 2023: Twyfelfontein und Damara Living Museum

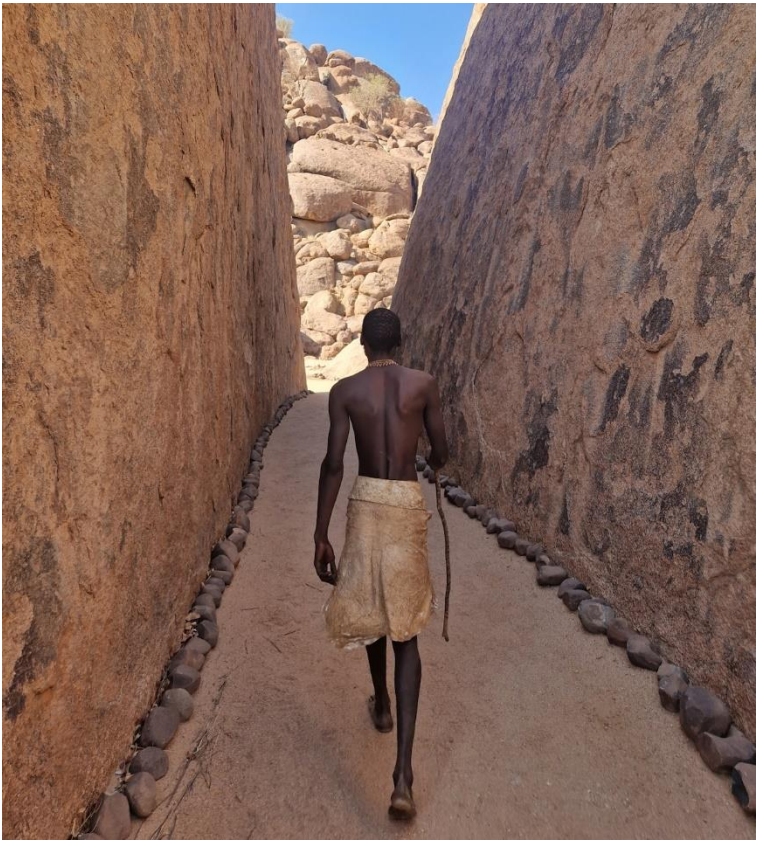
Auch wenn wir keinen Wecker stellen, sind wir um halb acht wach. Die sich regende Natur ist laut! Gleich fünf Nashornvögel suchen direkt vor unseren Zelten nach Nahrung. Ein schöner Tagesanfang.

Nach einem entspannten Frühstück mit Ausblick auf die gelbe Savanne packen wir notdürftig zusammen und fahren die zwanzig Minuten bis nach *Twyfelfontein*.

Die Damara nennen das UNESCO-Weltkulturerbe mit 2500 Steingravuren /Ui-//ais: »von Steinen umgeben«. Einige der Kunstwerke sind mittels Wanderpfade ablaufbar. Zwar nur mit einem Guide, aber der ist bei Bezahlung des Eintritts mit einbegriffen.

Das Erlebnis lässt sich leider in Summe nur als »durchwachsen« beschreiben. So sind die Eintrittspreise von hundertfünfzig auf zweihundertfünfzig Namib Dollar hochgeschnellt. Außerdem kann man nicht länger aussuchen, welche Tour man nimmt. Anstelle der sechzig und achtzig Minuten langen Besichtigungen gibt es bloß noch die fünfundvierzig-minütige Variante. Und zu allem Überfluss nutzt die Dame, die uns führt, ihren Zeigestock – ein metallenes Rohr – um auf die Steingravuren zu tippen. Davon werden sie mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit nicht besser. Als ich sie frage, ob die Berührung der Kunstwerke ihnen nicht schade, meint sie, dass das ein Versehen war – und macht es bei der nächsten Petroglyphe weitere vier Mal. Beruhigend ist bloß, dass es hier tausende davon gibt. An alle kommt sie wohl nicht ran ... Trotzdem: Obwohl ich mich ein wenig wie eine Petze fühle, weise ich das Management an der Kasse daraufhin, dass man den Mitarbeiter*innen vielleicht nur Holzstäbe zum Zeigen geben sollte.

Nur fünf Minuten von *Twyfelfontein* entfernt liegt das *Damara Living Museum*, unser zweites und letztes heutiges Ziel.

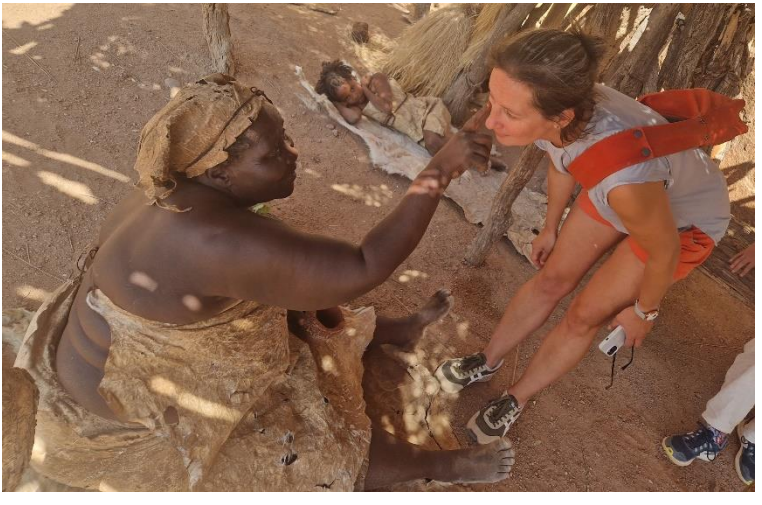


Die Damara nutzen wie die San und Nama eine Sprache mit Klicklauten. Trotz dieser Gemeinsamkeit betrachteten die Nama und Herero die Damara lange Zeit als minderwertig – und hielten sie sich als Diener und Sklaven. Um einigermaßen in Frieden existieren zu können wiesen daher die Missionare und später die Regierung den Damara eine eigene Region zu – das Damaraland. Allerdings wohnen längst nicht mehr alle Damara hier; sie haben sich über ganz Namibia verstreut. Und selbstverständlich leben sie auch nicht mehr wie noch vor hundert Jahren. Das hiesige Dorf ist ein Nachbau und nur am Tage bevölkert. Es erlaubt ihnen, ihre Kultur und Bräuche am Leben zu halten. Und sie verdienen Geld damit, diese den Touristen vorzuführen.

In der nun anstehenden Stunde bekommen wir gezeigt, wie die Damara Waffen, Schmuck und Kleidung herstellten, wie sie Streitigkeiten austrugen (mittels eines Spiels), welche Tänze sie tanzten, wie sie Feuer machten und wie sie Nahrung besorgten.

Für den letzten Punkt gehen wir aus der Siedlung hinaus zu einem Mopane Baum. Das auch Vlinderboom (Deutsch: Schmetterlingsbaum) genannte Gewächs scheint ähnlich wie bei den San die Akazie genutzt zu werden: Die Rinde für Getränke, die dünnen Zweige für die Zahnreinigung, die Blätter als Medizin, die Wurzeln für Werkzeuge und Waffen.

Anschließend führt einer der Damara vor, wie er mit Pfeil und Bogen Springböcke jagt. Dabei schießt er leider gegen einen Ast. Die uns begleitende Damara-Dame ruft amüsiert »ooohhohoh!«, und lacht laut. Anscheinend bekamen früher nur gute Jäger eine Frau ab. Oder mehrere. Tatsächlich erzählt der den Jäger spielenden Mann Melanie später, dass er bisher keine Ehefrau finden konnte. Allerdings hängt das heutzutage wohl nicht mehr vorrangig an den Jagd-Skills. In dem Zusammenhang interessant: Nicht alle Tiere wurden mit Speeren oder Pfeil und Bogen gejagt. So wurden Elefanten in einer Kuhle gefangen und dort erstmal belassen. War das Tier nach ein paar Wochen ausreichend geschwächt, wurde es getötet.



Zurück im Dorf bekommen wir noch ein paar medizinische Ratschläge. So lindert das Trinken von in Wasser gekochten Exkrementen von Klippschliefern Menstruationsschmerzen. Umschläge aus Elefantendung in heißem Wasser helfen gegen Arthrose. Stattdessen kann der leichte, faserige Kot auch verbrannt werden – der Rauch wirkt Kopf- und Halsschmerzen entgegen.

Noch ist es recht früh am Tag, und eigentlich gibt es genug Freizeitaktivitätsoptionen. In Richtung Norden würde es zu den berühmten Wüstenelefanten gehen, die sich erstaunlich gut an die Trockenheit angepasst haben. Wie bei den Robben zieht Namibia den Wert aus diesen Geschöpfen in zweierlei Hinsicht: Tourismus und Jagd. Bisher ist die zweite Nutzungsart die untergeordnete. Hoffentlich bleibt dies so.

Noch weiter nördlich schließt sich die große Weite des Kaokoveld an. Auch ein interessantes Ziel. Aber die Kinder verlangen nach einem entspannten Resttag. Gute Eltern, die wir sind, tun wir ihnen den Gefallen. Während die Jugend in verschiedensten Körperhaltungen liest, bereiten Melanie und ich die Kleidung für den Etosha-Nationalpark-Besuch vor. Wir imprägnieren Hose, Socken, Schuhe und Pullis mit Insektizid.

Anschließend bleibt uns noch ausreichend Zeit für die ausgeschilderte Wanderung. Dabei können wir die verschiedenen Gebäude der in den Berg gebauten *Mowani Lodge* von allen Seiten aus betrachten, wie auch einige wahnwitzige Felsformationen.

Den plötzlichen Wandel der Natur haben wir bisher vor allem vom Auto aus beobachten können; hier geht das zu Fuß. Der Trampelpfad steigt zwischen zwei Felsanhäufungen an, dann bietet sich uns der Ausblick auf ein Tal.

Der Rundgang endet, wo er angefangen hat: an den Hauptgebäuden der Lodge. Als Belohnung für unsere körperliche Betätigung genehmigen wir uns in der offenen Lounge einen Gin Tonic. Mit Blick auf die afrikanische Weite.

15. Juli 2023: Vingerklip, Outjo und Etosha National Park – Okaukuejo Camp

Halb acht. Wir räumen routiniert die Zelte weg und bereiten das Frühstück zu. Die Kinder sind recht gut drauf, trotz des Einlaufs, den alle drei gestern Abend aufgrund von Streitereien bekommen haben. Zumindest Nerys und Lieven, die Ausnahme ist – nicht zum ersten Mal – Kind Nummer 1.

»Nur Kaye redet weiter nicht mit uns«, stellt Melanie fest.

»Ich habe bloß nichts zum Thema beizutragen«, lautet die Antwort.

Je älter sie werden, desto länger bleiben sie bockig.

Kaum auf der Hauptstraße angelangt müssen wir Techno-Nerys in Adlerauge-Nerys umbenennen, da sie den ersten Pavian einer größeren Gruppe ausmacht. Da sie sich zu beiden Seiten des Autos aufhalten, haben wir die Möglichkeit, die Affen in Ruhe zu betrachten.

Etwa eine Stunde später will auch Lieven sein Pfadfinderabzeichen verdienen und ruft laut »Buffalo!«

Sind leider nur Kühe.

Nachdem er heute Morgen außerdem schon Antilopen von der Betonung wie »penelope« also »n-tä-lo-pi« ausgesprochen hat, ist sein Ruf erstmal ruiniert.

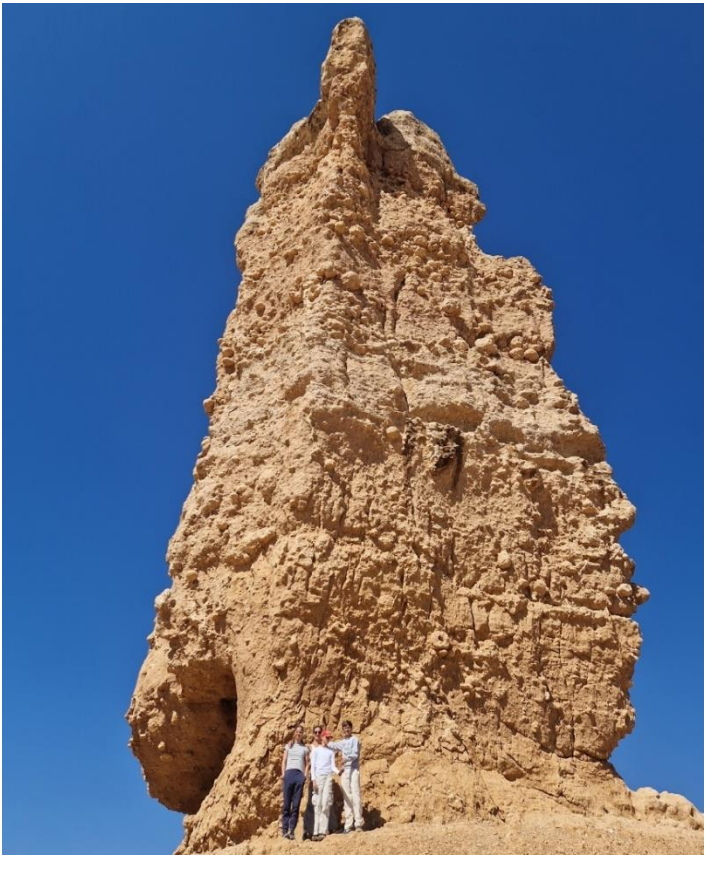
Auf unserer Weiterreise passieren wir am Straßenrand eine improvisierte Himba-Kleinsiedlung. Als Untergruppe der Herero sind die Himba noch heute halbnomadisch unterwegs – hauptsächlich im Kakaoveld. Bisher haben wir von ihnen dementsprechend nur wenig gesehen. Eine Dame mit den typischen roten Dreads winkt uns hoffnungsvoll zu. Mit sich regendem FOMO-Gefühl widerstehe ich dem Drang zu stoppen und setze die anderthalbstündige Fahrt bis nach Khorixas fort. Denn wir werden – trotz fast drei Wochen Urlaub – einfach nicht alle Bevölkerungsgruppen kennenlernen können. Das gilt auch für die eigentlich größte Volksgruppe Namibias, die Ovambo, die nördlich von Etosha ansässig ist. Ebenso wenig werden wir die nordöstlich lebenden Kavango und Caprivianer treffen.

Von Khorixas, der touristisch betrachtet nicht besonders interessanten historischen Hauptstadt des Damaralandes, brauchen wir eine weitere halbe Stunde bis zur Abfahrt zum *Vingerklip*. Wir begeben uns nun in das Auffanggebiet des Ugab Flusses, den wir vorgestern bereits im ausgetrockneten Zustand an der *Skelettküste* überbrückt haben.

Wie an vielen anderen Stellen in Namibia lässt sich im Tal der *Ugab-Terrassen* die Zeit in Jahrmillionen sichten. Im Tertiär (etwa 66 Millionen Jahre bis 2,6 Millionen Jahre vor heute) fräste der Fluss sich in die Erde. Doch in einer Zwischenphase von etwa zwanzig Millionen Jahren führte der Ugab deutlich weniger Wasser, womit sich das Flussbett langsam mit Sand und Schotter füllte. Anscheinend betrug die Dicke dieser Ablagerungen bis zu

hundert Meter. Durch den flussaufwärts mitgenommenen Kalk verbackte das Sediment zu einer Art Steinschicht. Vor »kurzem«, also vor etwa zwei Millionen Jahren, führten ein gesunkener Meeresspiegel und ein feuchteres Klima wieder zu größeren Wassermassen, die eine erneute Schneise einkerbten. Das Ergebnis: Terrassen.

Die berühmteste »Terrasse« ist der *Vingerklip* mit einem Umfang von vierundvierzig Metern und einer Höhe von fünfunddreißig Metern. Wie bei allen »Parks« müssen wir ein längeres Dokument zu Do's and Don'ts unterschreiben – in diesem Fall an einer Lodge ein paar Kilometer entfernt. Dann fahren wir auf den vermuteten Parkplatz unterhalb des steil aufragenden Felsens und starten unsere Wanderung hinauf.



Diese ist anscheinend nicht besonders anstrengend, denn Lieven sabbelt wieder ungehemmt vor sich hin. »Wir müssen jetzt da hoch, oder wie?"

»Ja.«
»Drum herum?«
»Hm.”
Er überlegt kurz. »This reminds me of the rock we walked around in Utah. Just so we could see what the rock looked like on the OTHER side. SUUUPER interesting.«
Ja, ist es tatsächlich. Der Ausblick von dem unnatürlich schmalen, aber hohen Überbleibsel aus Sedimentgestein ist den in Summe eine Stunde in Anspruch nehmenden Umweg auf jeden Fall wert.

Outjo (Herero: »kleiner Hügel«) erreichen wir somit gegen viertel nach eins. Nun mit ordentlich Hunger.
Nach vier Tagen Internetabstinenz werden die ersten zehn Minuten in der *Outjo Bakkerij* erstmal schweigend verbracht. Alle hängen an ihren Handys. Dann wird gut gegessen und getrunken.

Outjo hat tatsächlich eine nicht uninteressante Geschichte. Trotz des damals vorherrschenden lokalen Malaria-Risikos gründeten die Deutschen hier einen Militärstutzpunkt, inklusive Fort und Kaserne. Bis auf einen Turm, ehemals Teil einer Windmühle, und das Haus des Major Franke (heute ein Museum), ist aus dieser Zeit nicht mehr viel vorhanden. Bei beiden schauen wir kurz vorbei.

Bevor wir die letzte gute Stunde Fahrt bis zum *Etosha Nationalpark* in Angriff nehmen, und damit die letzten drei Tage Camping, lasse ich am Auto alles durchchecken und tanke voll, während die anderen einkaufen gehen.

Dann biegen wir nach Norden ab, hin zu Namibias Touristenziel Nummer 1. Melanie liest sich nun, kurz vor Ankunft, auch ein, und ist ganz stolz auf ihre (last minute) Vorbereitung.

Wir erreichen einen der Zugänge zum Nationalpark. Umgeben wird *Etosha* von einem Zaun, um die Wildmigration zu unterbinden. Das hat in der Vergangenheit allerdings bereits zu einigen Problemen geführt. Unter anderem konnten Zebras und Gnus in der Regenzeit nicht weiterziehen und waren damit den nun florierenden Milzbrand-Bakterien ausgesetzt.

Am Tor unterschreibe ich eine Reihe an Dokumenten zu Verhalten und Verboten, bevor wir weiter zum Camp fahren dürfen.

Dann sind wir drin, im *Etosha Nationalpark*. Die geteerte Straße führt schnurstracks nach Norden. Gespannt schauen wir aus dem Fenster.

»Wo sind die Löwen?«, will Lieven nach kaum einer Minute wissen. »Sehe keine. Meinten die nicht, dass es die hier gibt?« Kurze Pause. »They be lyin' ... get it? Lion - lyin'?« Immerhin er selbst freut sich über seinen Wortwitz.

Statt Löwen kommen wir kurz darauf einer Herde Zebras sehr nahe. Es folgt ein Springbock direkt neben Nerys‘ Fenster, die daraufhin »Meeh!« macht.

»Die Viecher dürften sich kaum wie Ziegen anhören«, sage ich.

»Warum? Bisher haben wir sie nicht gehört.«

Schlüssige Logik.

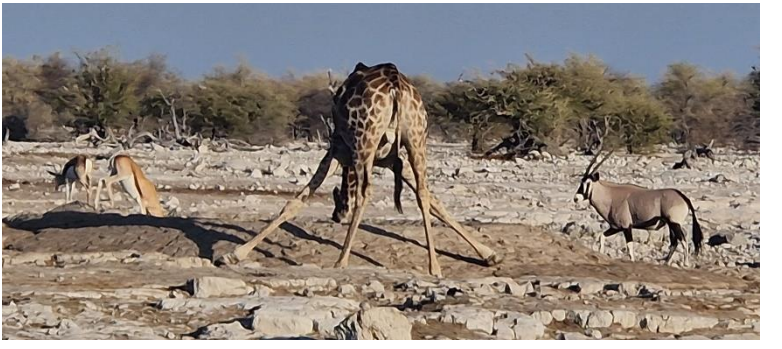
Kurz vor dem Gate des *Okaukuejo-Camps* läuft uns dann noch ein Breitmaulnashorn über die Fahrspur.

Für die zwanzig Minuten Fahrt keine so schlechte Ausbeute.

Wie eine Zivilisations-Insel liegt das Camp inmitten von Savanne. Sogar einen aus grobem Naturstein errichteten Turm gibt es, der dem Komplex die notwendige Glaubwürdigkeit als Safari-Camp verleiht.

Wir checken ein und fahren sofort wieder los. Knapp zwei Stunden stehen uns noch für einen ersten Ausflug zur Verfügung. Punkt halb 7 ist Sonnenuntergang und alle müssen zurück sein.

Dummerweise biegen wir nicht wie avisiert ab und landen somit ungeplant am *Ombika Wasserloch*. Auch gut. Hier gibt es eine Giraffe, eine Oryx-Antilope (»n-tä-lo-pi!«, schallt es durchs Auto) und ein paar Springböcke sowie Strauße. Die Giraffe geht in die so komisch aussehende Spreizstellung um Wasser trinken zu können und präsentiert uns dabei ganz ungeniert ihr Hinterteil.



Mit Punktlandung zurück im Camp, bauen wir fix alles auf, duschen, kochen, putzen Zähne. Dann laufen wir zum campeigenen Wasserloch, welches

beleuchtet ist und somit auch nachts die Tierbesichtigung erlaubt. Mehrere Nashörner, unter anderem mit Nachwuchs, sind zu bewundern. Ich hätte eigentlich erwartet, dass wir Rhinos kaum zu Gesicht bekommen würden. Eine schwere Fehleinschätzung, wie sich gerade hier am Wasserloch herausstellt.

Die hiesigen Nashörner werden »enthornt«, da ein lebendiges Tier ohne Horn einem toten (dann typischerweise ebenso ohne Horn) vorzuziehen ist. Aber auch ohne Nasenaufsatz ist mit den Tieren Geld zu verdienen. Sogar in Etosha gab es eine geringe Anzahl erlaubter (und teuer bezahlter) Abschüsse.

Ein paar Minuten später gesellen sich zwei Elefanten und ein paar Giraffen hinzu. Die etwa hundert Touristen, die nur ein Dutzend Meter entfernt von hinter der Barrikade aus zuschauen, verhalten sich erstaunlich ruhig. Bloß das ständige Klicken der Kameras ist zu hören.

Während Melanie und ich fasziniert zuschauen, werden die Kinder unruhig. Kaye will gehen, daher bitte ich sie, sollte ein Löwe sie jagen, sie den Autoschlüssel bitte in Richtung 3 Uhr von sich werfen soll. Damit wir wissen, wo wir gegebenenfalls danach suchen können. Folgerichtig verlangt sie nun, dass ihre Geschwister sie begleiten.

Kaum sind die Kinder weg, gibt es zwischen Elefanten und Nashörnern einen kurzen Machtkampf. Drohend stieren sie sich an. Dann, kaum ist dieser Konflikt zu Gunsten der Elefanten entschieden, stehen sich zwei Rhinos gegenüber und schnaufen wie die Dampfloks. Außerdem geben sie ab und zu ein Röhren von sich, dass sich anhört, als wenn man Luft durch einen Strohhalm ins Getränk pustet – bloß tiefer im Ton.

Auf dem Campingplatz bereiten wir uns auf eine weitere Zeltnacht vor – mit nur wenigen Metern Abstand zu Dutzenden anderen Individualurlaubern in baugleichen Autos, die mehr oder weniger die gleiche Fahrstrecke wie wir zurückgelegt haben.

Und einer dieser Individuen schnarcht.

16. Juli 2023: Etosha National Park – Okaukuejo Camp

Löwe, Leopard, Elefant, Nashorn und Büffel: die *Big Five*. Die Bezeichnung stammt noch aus jagdaktiveren Zeiten, da diese fünf als für Menschen gefährlich eingestuft wurden und somit die Jagd eine besondere Herausforderung war.

Elefanten und Nashörner haben wir schon gesehen. Büffel gibt es hier kaum und Leoparden verstecken sich wohl recht erfolgreich vor Menschen (außer in Gehegen wie auf der *Bagatelle Kalahari Game Ranch)* – bleiben die Löwen als realistisches Besichtigungsziel. Gleichzeitig die Tierart, die uns am meisten Sorgen macht. Also, in einer »sie schauen nachts beim Zelt vorbei und bringen uns alle um« Art und Weise.

Die Löwenpopulation, die in *Etosha* oberhalb von fünfhundert Tieren liegen soll (achthundert im gesamten Land), scheint stabil. Vielleicht auch deswegen, weil jedes Jahr in etwa fünfundzwanzig auf den naheliegenden Farmen geschossen werden, da sie ihre Nahrung ab und zu außerhalb des Zauns suchen.

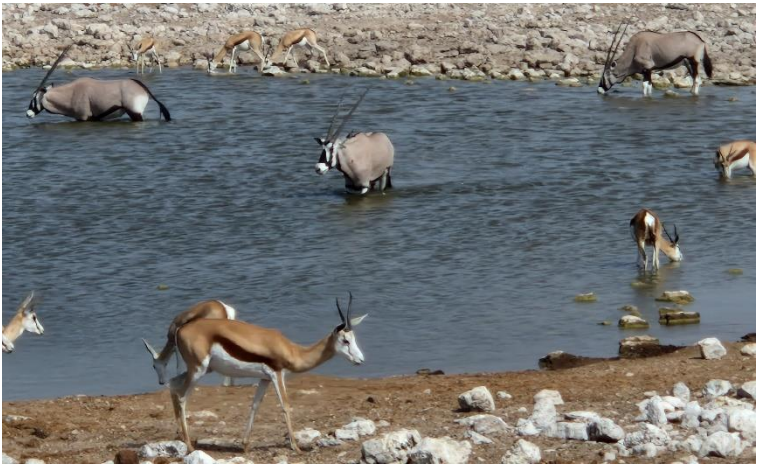
Zuerst versuchen wir unser Wildspähglück nordwestlich von *Okaukuejo*. Hier gibt es kaum Vegetation, dennoch fallen einem die Springböcke, Oryx-Antilopen und Gazellen aufgrund der Fellfarbe erst spät ins Auge. Bloß die Giraffen sind von Weitem zu erkennen, da sie typischerweise hoch über die Vegetation herausragen.

Zwar sollte man sich auf das Positive konzentrieren, doch das fällt mir bei der etwa zweistündigen Pirschfahrt recht schwer. Schuld haben die besch*ssenen Straßen. Die Folge ist ein nervenzehrendes Gehumpel und

Geratter. Wobei sich die Situation kurz darauf noch potenziert, und zwar in Form eines Sandsturms, der nun alles in einen weißen Nebel hüllt.

Natürlich gibt es als Ausgleich eine Menge schöner Momente, beziehungsweise Situationen, die uns zum Lachen bringen. Zum Beispiel die majestätische Oryx-Antilope, die über die Straße stolziert um dann direkt neben unserem Auto manierlich und wie ein Hündchen in die Hocke zu gehen, um sein Geschäft zu verrichten.

Nach einer größeren Herde Strauße begegnen wir erneut einer Riesentrappe. Dieses bis zu 1,3 Meter hohe Geschöpf gehört zu den größten flugfähigen Vögeln der Welt. Tatsächlich ist die Spannweite des schreckhaften und daher sofort fliehenden Tieres mit über zweieinhalb Metern beeindruckend.



Schließlich passieren wir in der Nähe des *Märchenwald*s einigen Moringa-Bäumen. Wir hatten einzelne Exemplare schon im Erongo-Gebirge und um Twyfelfontein gesehen. Wie der Baobab sehen diese Bäume wie falschherum eingepflanzt aus.

Gleich zwei Mal führt uns unsere Tour auch an den Rand der *Etosha-Pfanne*, welche namensgebend für den Nationalpark ist. »Großer, weißer Platz« lautet zumindest eine der Übersetzungen des Wortes *Etosha*. Passend, angesichts der Kalk-Salz-verkrusteten Fläche, die sich vor uns bis zum Horizont ausdehnt.

Einst befand sich hier ein großer See, gespeist durch lokale Flüsse. Letztere versiegten und über die Milenia schrumpfte der See, um schließlich vollständig auszutrocknen. Was blieb, war eine nahezu ebene Fläche, die durch das Tonmineral Glaukonit graugrünlich gefärbt ist. Der durch den Wind getriebene

Erosionsprozess führt nun sogar zu einem Abtrag der Pfanne. Tiere treibt es so gut wie gar nicht auf die lebensfeindliche Fläche.

Im Camp wollten wir eigentlich ein paar Stunden am Pool verbringen. Noch ist es allerdings zu windig. Bloß eine geschützte Ecke im Erholungsbereich erlaubt eine gewisse Ruhe. Schließlich lässt der Sturm nach, so dass der Aufenthalt doch noch entspannend wird. Die Besteigung des Aussichtsturms, lesen und ein Gang zu dem von unterschiedlichsten Antilopenarten überlaufenen Wasserloch gestaltet die Mittagsstunden kurzweilig. Und edukativ. So lernen Melanie und ich am Wasserloch, dass Springböcke tatsächlich nicht »Meeeh!« machen, sondern sich entfernt wie ein Frosch anhören. Ihre Kommunikation besteht aus einer Kombo von Räusper- und Rülpsgeräuschen.

Gegen drei Uhr sind wir bereit für die zweite, löwentechnisch hoffentlich erfolgreichere Pirschfahrt. Wirklich gut fängt sie jedoch nicht an. Die Straßen sind echt der Horror. Man braucht eine gewisse Mindestgeschwindigkeit, um nicht komplett durchgerüttelt zu werden. Oberhalb von etwa fünfzig km/h fliegt man nämlich quasi über die Rillen. Allerdings erlaubt dieses Tempo nur wenig Bodenhaftung. In Kombination mit kurvigen Straßen und kreuzendem Wild eher ungünstig.

Melanie gräbt sich mithilfe des Reiseführers tiefer in die Hornträger- und speziell Antilopen-Logik ein. Wir glauben nun etwas besser unterscheiden zu können und sehen und benennen immerhin Springböcke, Kudus, Oryx-Antilopen, Grants-Gazellen, Thomson-Gazellen, Streifengnus (Blue Wildebeest) und Kuhantilopen (Hartebeest). Einige davon, zum Beispiel die Oryx-Antilope, kommen zur Not vollständig ohne flüssiges Wasser aus. Dazu verzichten sie zeitweise auf das Schwitzen, was zu Körpertemperaturen von bis zu 43°C führen kann. Bloß das Blut zum Kopf wird gekühlt, um keinen Schaden im Gehirn anzurichten.

Im Nationalpark scheint Flüssigkeitsenthaltsamkeit dagegen kaum notwendig zu sein. Eine Reihe von Quellen und künstlichen Wasserlöchern zieht sich am Südrand der *Etosha-Pfanne* entlang.

Zu den erspähten Tierarten gesellen sich Schakale, vor allem aber gibt es Wiederholungstäter: Strauße, Zebras, Giraffen und Elefanten. *Viele* Elefanten. Dutzende sehen wir nun an in Summe zwei Wasserstellen, unter anderem dem passend benannten *Olifantsbad*. Kein Wunder, leidet *Etosha* gemäß Nationalparkverwaltung doch unter einer Elefantenüberbevölkerung. Die weitgehend zertrampelten Wasserstellen, mit in der näheren Umgebung umgestoßenen und zerpflückten Bäumen scheinen in der Tat nahezulegen, dass hier die Nachhaltigkeit leidet. Gegen einen geregelten Abschuss oder eine Umsiedlung wehren sich die Menschen, eine Finanzierung wäre außerdem prohibitiv. Eine Lösung ist bisher nicht in Sicht.

Obwohl die jugendlichen Elefanten und das Staubbaden der Tiere unterhaltsam zu beobachten sind, faszinieren die Kinder am Ende vor allem zwei Giraffen, die sich neckisch mit den Hälsen anstupsen – bevor der größere der Beiden den Besteigungsversuch unternimmt.

»Welche der beiden ist denn das Weibchen?«, will Nerys wissen.

»Die Giraffe mit dem Penis ist das Männchen«, helfe ich ihr auf die Sprünge.

Noch vor Sonnenuntergang haben wir im Camp alles aufgebaut und sind geduscht. Bis auf meine Wenigkeit, da ich mir noch den Sonnenuntergang am *Okaukuejo Wasserloch* anschauen will. Ein einzelner Elefant stellt sich medienwirksam vor die untergehende Sonne und wird dementsprechend ein paar Tausend Mal von mir und den anderen Touris abgelichtet.

Beim Abendessen in dem Camp Restaurant weisen wir Nerys darauf hin, dass sie bitte nicht mit Salz- und Pfefferspender rumspielen soll. Großspurig behauptet sie, dass sie diese ja nur ordentlich verschrauben würde – um dann zwei Drittel des Inhalts des Pfefferspenders auf ihren Essen zu verteilen, als der Deckel abfällt. Wir versuchen die Pfefferkörner auf unsere fünf Teller aufzuteilen – Minimierung von Nahrungsverschwendung … Ich allein esse über hundertfünfzig der scharfen Kugeln. Nicht sicher, wie gesund das ist ...

17. Juli 2023: Etosha National Park – von West nach Ost

Wie gestern regt sich das Camp bereits um sechs Uhr morgens. Wir sind mit einer Aufstehzeit von viertel nach sieben richtiggehende Langschläfer.

Das Frühstück nehmen wir am Wasserloch zu uns. Beim weitestgehend verlassenen Wasserloch. Bloß zwei Enten dümpeln träge vor sich hin.

Nach fünf Internetminuten am Restaurant machen wir uns an die etwa zweihundert Kilometer horizontal durch *Etosha* bis an dessen östlichen Rand. Auf der Safari-Bingo-Karte fehlt uns weiterhin der Löwe – und gleich am ersten Wasserloch haben wir Glück. Auch wenn wir das erst verspätet realisieren. Zuerst bemerken wir bloß, dass die vielen Zebras und Gazellen alle in eine Richtung schauen. Und diese Richtung ist nicht die, in der die Autos mit den Touristen stehen. Dann sehen wir den ersten weiblichen Löwen. Direkt danach den zweiten. Drei kleine gibt es dazu. Kaye und Melanie meinen außerdem den Papa-Löwen entdeckt zu haben. Aber aufgrund der schnell zunehmenden Anzahl Autos ist die Sicht teilweise verstellt. Eine gewisse menschliche Hektik und ein Vordrängeln lässt sich beobachten. Schon schnell wird dies auch den Löwen zu viel. Sie ziehen von dannen. Wir folgen ihrem Beispiel.

Tatsächlich sehen wir kurz darauf erneut zwei der Raubtiere – erneut in einer liegenden, dösenden Körperhaltung. Wie zuvor stehen alle andern Säugetiere hoch konzentriert in sicherem Abstand und beobachten.

Das nächste Highlight des Tages ist eine *Wildebeest Stampede*. Die Tiere rennen Runden durch die Savanne. Vor Lebensfreude, so unsere Vermutung. Allerdings sind unsere Gnu-Mimik-Erkennungs-Skills zugegebenermaßen äußerst schwach ausgebildet.

Auch bei Zebras beobachten wir kurz darauf spielerisches Verhalten. Mitmachen gibt's nicht, man darf ja nicht aussteigen.

Ausnahmen dieser Regel gelten bloß für die Camps und die umzäunten Toiletten. Wobei das von uns ausgesuchte Örtchen nicht länger von Stacheldraht geschützt ist. Und ein Schloss hat es auch nicht. Daher soll ich draußen vor der Tür Wache halten, damit kein anderer Tourist Kaye mit nacktem Hintern erwischt. Nachdem sie reingegangen ist, warte ich dreißig Sekunden, klopfe und frage mit verstellter Stimme: »Hello?«

Erstmal ist alles still. Dann sagt sie »Yes? There is somebody in here!”

Mein Lachen informiert sie zur Sachlage. Sie kann der Situation allerdings wenig abgewinnen. Und pinkeln kann sie nun auch nicht mehr. Psychologische Barriere, vermutlich.

Noch während sie sich beim Herauskommen beschwert, renne ich plötzlich und ohne Kommentar zurück zum Auto. Interessanterweise führt das bei Kaye immer zu gewissen Panikansätzen – vielleicht droht eine Tierattacke oder sie

könnte allein zurückgelassen werden. Sie trottet somit im widerwilligen Laufschritt hinterher.

»What did you see?«, fragt mich indes eine Touristin, an der ich vorbei sprinte. Ihre Augen flitzen umher, der Körper wendet sich bereits zum Raubtier-sicheren Auto hin.

»Nothing!«, rufe ich ihr zu, ohne mich weiter zu erklären.

Verärgert und mit rotem Kopf steigt Kaye ein.

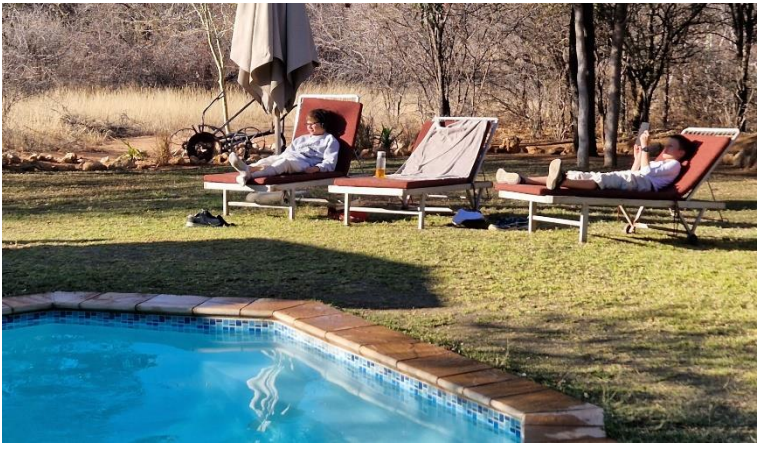
Kurz darauf gibt es die ersten Elefanten des Tages. Bei zweien von ihnen bleiben wir stehen, essen zu Mittag, und hören dabei unter anderem den Cardi B / Megan Thee Stallion Song WAP. Interessante Kombo.

Nach einem Zwischenstopp im zentral gelegenen *Moringa Camp* gibt es bei *Chudop* einen plötzlichen und choreographisch wertvollen Giraffen-Exodus. In einer artigen Reihe nehmen sie Reißaus. Nach so viel Erfolg bei der Tierbeobachtung erwarten wir ähnlich viel Glück bei dem *Dik Dik Drive*. Wir sehen jedoch kein einziges der kleinen Antilopen.

Und schon ist unsere Zeit in *Etosha* vorüber …

Über *Manutomi* verlassen wir den Park, um nur wenige Meter dahinter den *Onguma Tamboti Camping* aufzusuchen. Direkt an einem Wasserloch gelegen (vom Check-In aus sehen wir eine Giraffe), welches wiederum im *Onguma Game Reserve* liegt. Raubtiere gibt es hier nicht. Dafür sonnen sich Mangusten auf den unbefestigten Straßen der Anlage.

Hier traue zumindest ich mich endlich mal in einen Pool. Ganze zehn Sekunden lang. Warm ist anders.



Nach dem Abendessen an dem richtiggehend grünen Campingplatz – hier scheint deutlich mehr Regen zu fallen – setzen Melanie und ich uns an den Tresen, der direkt auf das Wasserloch schaut. In nur wenigen Metern

Entfernung von unseren Drinks trotten immer wieder Exemplare der Tierart vorbei, die wir heute partout nicht beobachten konnten. Dik Diks. Besser spät als nie.

18. Juli 2023: Baobab und Bush Babies

Um drei Uhr morgens flaumt Melanie einen vermuteten Einbrecher an unserem Auto an. Auch wenn ich vermute, dass es sich einfach nur um ein Tier auf dem Alu-Campingtisch handelt, kann ich danach nicht mehr richtig schlafen. Immerhin war es die finale Übernachtung im Zelt; die letzten beiden Nächte werden wir in Lodges verbringen.

Beim Frühstück versuchen wir möglichst viel von den verbliebenen Vorräten zu internalisieren. Und wir packen die Campinggerätschaften endgültig fort.

Am Wasserloch sehen wir nochmal Dik Diks, bevor wir durch grüne Natur in Richtung Westen fahren. Gazellen entdecken wir nun gar nicht mehr, dafür einige junge Warzenschweine. Zwei rennen mit hochgehaltenen Schwänzchen direkt vor uns über die Straße.

Während die meisten Touristen bei Afrika an die *Big Five* oder an leichtbekleidete Stämme denken, ist mein erstes mentales Bild der afrikanische Affenbrotbaum. Um einen solchen nun auch in real sehen zu können, nehme ich gerne einen gewissen Umweg in Kauf. Eine knappe Stunde zusätzlich habe ich eingeplant, um den (soweit ich das recherchieren konnte) südwestlichsten Baobab Namibias anzufahren. Die im Internet gefundenen Koordinaten des *Tree 1063* scheinen zu stimmen, es gibt schließlich sogar Schilder zu dem Nationaldenkmal.

Abgesehen von unserem Auto findet sich kein weiteres an dem wilden Parkplatz vor dem Tor zum Privatgelände. Über einen sandigen Weg marschieren wir durch einen spärlichen Palmenhain, direkt auf den kahlen

Riesen zu. Begeistert zeige ich immer wieder auf den für mich afrikanischsten aller Bäume, der bereits aus einem Kilometer Entfernung unverkennbar vor uns aufragt.

»Dad is fanboying over a tree«, meint Lieven kopfschüttelnd.

Wo er recht hat, hat er recht.

Man könnte argumentieren, dass wir doch bereits Baobabs in *Disney's Animal Kingdom* (Orlando, Florida, USA) gesehen haben. Doch diese sind bloß Imitate, da sie angesichts der Größe fast tausend Jahre alt sein müssten und vor so langer Zeit noch kein Walt Disney in Florida vorbeikam, um dort einen Baobab anzupflanzen. Eine Umpflanzung kommt wohl auch nicht in Frage.

Bis zu zehn Meter im Durchmesser kann der Stamm des Affenbrotbaums werden – bei einer im Vergleich geringen Höhe. Das resultierende Volumen bietet ausreichend Platz, um Wasser für Durststrecken einzuspeichern. Außerdem ist die Rinde mit bis zu zehn Zentimetern dick genug, um den Baum vor kleineren Buschbränden zu schützen. In den Trockenzeiten, so wie jetzt, trägt der Baobab keine Blätter, was seine Krone bekanntermaßen wie ein Wurzelwerk aussehen lässt.

Erstaunlicherweise (für mich) sind Elefanten die großen Feinde der Baobabs. Denn die intelligenten Tiere wissen um die Raffinesse der Bäume wenn es um die Speicherung von Wasser geht. Mit ihren Stoßzähnen brechen sie die Rinde auf und kauen darauf herum, um das Wasser herauszupressen. Auch die San nutzen die Wasservorräte des Baumes, sind allerdings in ihrer Vorgehensweise etwas weniger destruktiv als die Dickhäuter.

Wie immer bei skurrilen Flora- und Fauna-Arten, gibt es beim Affenbrotbaum gleich mehrere Legenden zur Entstehungsgeschichte. Die bekannteste dürfte die sein, bei der der Teufel den Baum umriss und kopfüber wieder einpflanzte. Ein wenig mehr Eigeninitiative wird dem Baobab bei einer konkurrierenden Geschichte eingeräumt: Nachdem er sein Ziel, der schönste Baum zu sein, nicht erreichte, steckte er vor Scham den Kopf in den Boden. Und dann gibt es noch die Legende um die Hyäne, die bei Anbeginn der Zeit ihr Spiegelbild im Wasser betrachtete, die eigene Hässlichkeit erkannte und wütend einen Baobab ausriss und in den Himmel zum Schöpfer schleuderte. Der saß aber wohl ein wenig höher als gedacht, so dass der Baum zurückpurzelte und falschherum landete.

Eigentlich soll es von hier aus bloß noch knapp eine Stunde bis zum *Roy's Rest Camp* sein. Leider meint mein Navi, man könne einfach querfeldein und durch Zäune hindurch fahren. Da wir den Vorschlägen von Google Maps diesmal sinnvollerweise nicht folgen, handeln wir uns sechzig Kilometer beziehungsweise vierzig Minuten Umweg ein.

Bei Ankunft am Ziel vergessen wir den Ärger schnell. Die Lodge ist in einer Mischung aus Afrika, *Mad Max* und *Route 66* angelegt. Die Unterkünfte sind alle individuell und liebevoll gestaltet. Die Kinder bezeichnen das ihrige als *Hagrids Hütte* aus *Harry Potter*. Darüber hinaus verbringen sie die Nacht räumlich getrennt von den Eltern – das allein ist Grund zum Feiern. Für sie. Und für die Eltern.

Hier trennen sich dann auch vorerst unsere Wege. Melanie und ich trinken einen Wein und laufen dann den vier Kilometer langen Rundweg ab. Dabei sehen wir bis auf Pflanzen so ziemlich genau gar nichts. Nicht mal Vögel. Trotzdem tut es gut, sich ein wenig zu bewegen.

Bei Rückkehr hängen die Kinder auf ihren Betten herum; allein der Befehl zur Dusche ist ihnen bereits zu viel. Die fehlende Bewegung und damit Auslastung macht sich bemerkbar, als kurz darauf ein dicker Streit ausbricht.

Damit ist der Nachtisch gestrichen. Zumindest Lieven und Nerys fangen sich wieder, bloß Kaye steht sich selbst im Weg und bleibt den Abend über schweigsam und miesgelaunt.

Auch am frühen Abend ist das Wasserloch verlassen. Wir verbringen die Zeit bis zum Abendessen mit lesen, ein wenig Alkohol und ein paar Runden Uno. All dies an dem Hauptgebäude der Lodge, da uns der Besuch von ein paar besonderen Besuchern versprochen wurde: Um halb sieben schauen die durch Äpfel und Zucker angelockten *Bush Babies* (Galagos) vorbei. die Wahnsinnig putzige, nachtaktive Äffchen, bloß um die zehn Zentimeter groß und wenige hundert Gramm schwer. Der Spitzname stammt von den Lauten, die sie bei der Verteidigung ihres Reviers ausstoßen – sie hören sich wohl wie das Schreien eines Menschenbabys an.

Hyperaktiv zucken sie ihre Köpfchen, springen aus dem stand zwei Meter quer durch die Gegend und wie Mario über Stromleitungen. Einziges Manko: Sie lassen sich verdammt schwierig ablichten. Sie sind zu schnell, es ist zu dunkel, und die Verwendung von Blitzlicht ist verboten.

Das Abendessen wird heute in Buffetform dargereicht und ist ein wahrer Gaumenschmaus. Wir essen alle viel zu viel und besprechen dabei die beiden noch anstehenden Tage.

Für übermorgen berichte ich von der Möglichkeit, eine Krokodilfarm zu besuchen. Dort werden wohl auch noch andere Reptilien gezüchtet, unter anderem Schlangen.

»So ... crossbreeding between snakes and crocodiles?«, überlegt Nerys laut.

»Klar«, antworte ich. »Das gibt dann Snokodiles.«

Kurz scheint sie diese Möglichkeit wirklich in Betracht zu ziehen.

Nach dem Abendessen geht es zurück ans Lagerfeuer – zumindest für Melanie, Nerys und mich. Nach weiteren Uno-Runden starre ich noch eine Weile allein in die Flammen und später die Glut. Hin und wieder schaut ein sein Zuckerlevel auffrischendes Bush Baby vorbei. Ein letzter Besuch beim weiterhin verlassenen Wasserloch, dann begebe auch ich mich in die Hütte.

19. Juli 2023: Waterberg

Beim Heraustreten aus unserer Unterkunft treffen wir auf drei Dik Diks. Den *Dik Dik Drive* vorgestern hätten wir uns wirklich sparen können …

Aus Angst, sie würden gemäß unser gestrigen Androhung wirklich kein Frühstück bekommen, wenn sie nicht rechtzeitig sind, finden sich zwei Kinder bereits vor uns am Restaurant ein. Melanie und ich haben den kleinen Umweg über das – immer noch – verlassene Wasserloch gewählt.

Ich lade mir für die anstehende Autofahrt das Hörspiel *Förderschulklassenfahrt* herunter, dann stehen etwas über zweieinhalb Stunden bis zum Waterberg an. Zuerst unter Nutzung der Autobahn, dann über die zwar landschaftlich schöneren Sandpisten, die aber gleichzeitig zumindest mir kaum Blicke zur Seite erlauben – das nächste Schlagloch muss rechtzeitig erkannt werden. Über eine halbe Stunde führt uns der Weg schließlich an dem erhöhten und schroff abfallenden Plateau des Tafelbergs entlang.

Die Sandsteinformation Waterberg ist im Gegensatz zur bisher gesehenen Natur von einer geradezu üppigen Flora umgeben. Der Regen sammelt sich an undurchlässigen Tonschichten und wird seitlich herausgepresst, so dass an einigen Stellen sogar Bäche existieren. Der Tafelberg ist so groß, dass er Platz für einen über vierhundert Quadratkilometer großen Park für unter anderem Breitmaulnashörner, Antilopen, Giraffen und Warzenschweine bietet. Er stellt sogar das Zuhause für einige wenige der extrem seltenen Kapgeier. Ein Besuch beziehungsweise eine Pirschfahrt auf dem Tafelberg selbst muss im südlich der Erhebung gelegenen NWR-Rastlager gebucht werden. Auch wenn wir uns nur für eine etwa anderthalbstündige Wanderung *hinauf*, aber nicht *über* den Waterberg, entschieden haben, müssen wir Eintritt zahlen.

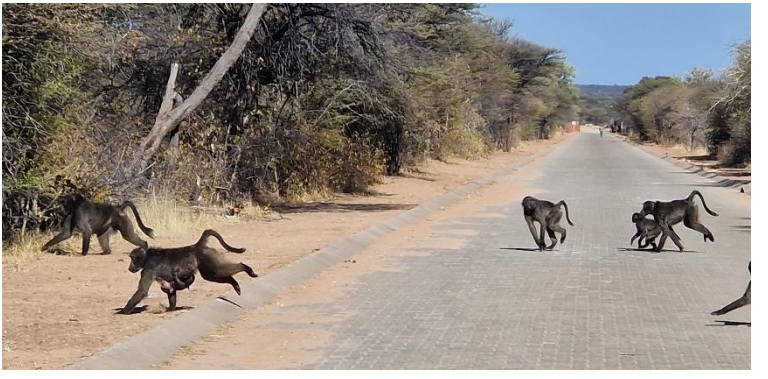
Bekannt beziehungsweise berüchtigt ist der Waterberg neben der Natur auch aufgrund der entscheidenden Schlacht zwischen den Herero und den Deutschen im Jahre 1904. Dementsprechend machen wir zuerst einen kurzen Abstecher zu dem deutschen Soldatenfriedhof. Bei einigen der Gedenktafeln steht »ermordet« statt »gestorben«. Immerhin wird mittlerweile auch den gefallenen Herero mit einer Plakette gedacht.

Etwa zwei Kilometer weiter beginnt dann unser Wanderweg. Der *Mountain View Trail* führt uns durch dichten Bewuchs von unten an die Abbruchkannte heran. Diese schimmert in grau, rot, orange, gelb und grün. Dann geht es vollständig hinauf, mit wunderbaren Aussichten auf die endlose Landschaft. Helle Spuren kreuzen die grüne Fläche vor uns: Straßen, die sich in der Ferne verlieren.

Anschließend geht es wieder ein wenig hinunter und dann parallel zur Abbruchkannte durch den Wald. An einer Stelle macht der Berg seinem Namen alle Ehre: Eine etwa zwanzig Meter breite Schneise scheint komplett

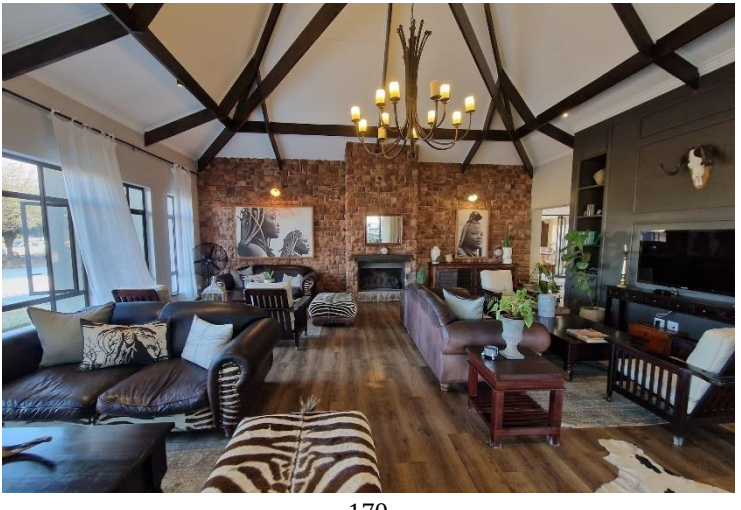
durchnässt zu sein. Großspurig behaupte ich, trocken durchkommen zu können. Eine grobe Fehleinschätzung. Auch Nerys versaut sich instantös Socken und den unteren Teil der Hose. Die anderen drei suchen sich einen Weg etwas höher durch dichtes Gestrüpp. Die panischen Schreie von Kaye aufgrund der erhöhten Naturnähe sind kilometerweit zu hören. Den Tränen nahe schließt unser Drama-Lama zu diesem Zeitpunkt emotional mit dem Urlaub ab.

Ein letztes Mal kommen wir in den Genuss einer größeren Gruppe von Pavianen, die direkt vor uns die Straße überqueren.



Etwa eine Stunde später erreichen wir die *Otjiwa Safari Lodge*. Unsere letzte Nacht steht an. Und zwar in fast völliger Isolation. Wir haben nicht etwa eines der Gästezimmer, sondern den Gebäudekomplex *The Nest* gebucht, welcher drei Kilometer entfernt von der Lodge mitten im Busch liegt. Auf dem Weg zu unserem Domizil passieren wir Gazellen, Giraffen und Riesentrappen.

Mit einem eigenen Pool und zu zwei Seiten von Gebäuden und den anderen zwei Seiten von einer niedrigen Mauer umgebenen Innenhof ist *The Nest* wirklich ein perfekter Ort für zwei Familien über mehrere Tage. Leider haben wir nur die eine Nacht.



Zurück in der Lodge lesen wir ein wenig und genießen das gute Abendessen. Heute gibt es Oryx-Steak. Lokal gesourced, denn die Farm hält keine Raubtiere und muss daher den Wildbestand kontrollieren. So ergibt sich eine gewisse Symmetrie: Am ersten Urlaubsabend gab es Springbock, am letzten kommt Oryx auf den Teller.

Einen netten Abschluss bieten gegen Ende des Dinners die weiblichen Angestellten: einige volkstümliche Lieder. Auch wenn dies mit Sicherheit ein allabendlich aufgezwungene Aktion ist, scheinen die Damen Spaß bei der Darbietung zu haben. Vor allem die Frau, die sich um unseren Tisch kümmert, ist stimmgewaltig.

Zurück in *The Nest* brennt das Lagerfeuer bereits, der Groundskeeper hat sich gekümmert. Ein schöner Ausklang unter einem erneut grandiosen Sternenhimmel.

20. Juli 2023: Geburtstag und Rückreise

»Happy birthday«, krächzt Kaye, direkt nach dem Aufwachen. Nerys stimmt groggy zu. Lachend meint Kaye: »Nerys dachte, dass du heute 55 wirst.«

»Weil du irgendwie doch 44 warst«, verteidigt sie sich. »But it felt wrong."

»You think?", frage ich entgeistert.

Wobei Nerys immer noch besser als Lieven ist. Der mäandert gerade ziellos durch die Gegend, als ich ihn frage: »Hast du mir eigentlich schon gratuliert?«

»Pf, nee, warum sollte ich?«

One Mississippi, two Mississippi, …

»Oh, Mist! Happy birthday! Wusste ich, natürlich.«

Netterweise begegnen uns auf der Fahrt zur Lodge gleich vier Giraffen und einige Antilopen. Und beim Frühstück erreicht mich dann auch der erste Geburtstagsanruf – glaube ich anfänglich. Weit gefehlt. Bloß eine Kundenzufriedenheitsbefragung.

Aber auf Melanie ist Verlass: Zum Ende des Frühstücks gibt es einen kleinen Kuchen, samt Gesangseinlage des Personals. Meine Frau weiß halt, wie »toll« ich so etwas finde.

Zurück im *The Nest* räumen wir die letzten Sachen zusammen und relaxen noch ein wenig in der schönen Umgebung. Dann geht es für weitere Entspannung zurück zur Lodge, wo wir uns ein Mittagessen gönnen, bevor es ein letztes Mal auf die Autobahn geht. Nur geradeaus, etwas länger als zwei Stunden.

Obwohl *Etosha* längst im Rückspiegel liegt, gibt es am Wegesrand das ein oder andere zu besichtigen: Warzenschweine, Giraffen und sogar einen Elefanten.

Beim Autovermieter lernen wir, dass der Sandsturm vor etwa zehn Tagen der schlimmste seit einigen Jahrzehnten war. Eine Person wäre sogar umgekommen. Wir erinnern uns an den eingequetschten Pickup östlich von Swakopmund.

Das Auto einer italienischen Familie vor uns ist aufgrund des Sandsturms ziemlich lädiert. Die vollständig blinden Scheiben müssen gewechselt werden, die Scheinwerfer ebenso. Außerdem muss der Lack erneuert werden.

Bei uns ist der Schaden weniger eindeutig, daher machen wir uns ein wenig Sorgen, als gesagt wird, wir könnten schonmal zum Flughafen, die endgültige Rechnung komme dann später. Da Sandstürme bei unserer Versicherung explizit ausgeklammert sind – sie kommen in der durchlebten Stärke halt äußerst selten vor –, will ich lieber warten, bis es eine klare Aussage gibt. Der Besitzer versichert mir dann aber, dass es keine zusätzlichen finanziellen Forderungen geben wird.

4700 Kilometer haben wir in dem Fahrzeug zurückgelegt, viel davon auf schlaglochübersäten Sand- und Schotterpisten. Erstaunlich, was die Pick-Ups hier aushalten. Dankbar, dass wir keinen Platten oder eine Panne hatten, verabschieden wir uns von Toyota und Vermieter und werden zum Flughafen kutschiert.

Ob wir »Wiederholungstäter« werden? Lohnen würde es sich schon …

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel
Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer
Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977
Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)
Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)
Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn …«
Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher
Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte
Sport: Hin und wieder
Stärken: Ja
Schwächen: Die Schwächen ignorieren
Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn …« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten … Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genrezuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser*innen nachzukommen. Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte. Und andersherum. Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane (als eBook und Taschenbuch)

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Retrovolution

Reiseberichte (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab: Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Budapest und Umgebung; Golfküste Florida bis Louisiana; Gran Canaria; Mallorca, Mittlerer Westen und Rocky Mountains; Mittleres Rheintal; Namibia; Nordkorea; Schwarzmeerküste Bulgarien & Rumänien; Venedig; Zypern

Kurzgeschichten (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme; Doppelbelegung; Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv; Lebenszyklus, Manifestation; Marionetten; Mondfang; Mondspringer; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den **Newsletter** (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

www.yvesgoratstommel.com/newsletter/

Leseprobe »Retrovolution«

Eine längere Leseprobe dieses Buches gibt es unter:

www.yvesgoratstommel.com/romane/retrovolution/

Prolog, Tag -7336

Alle zwanzig bis dreißig Jahre ereignet sich ein Vorfall, der eine ganze Generation prägt. Ein einschneidendes Ereignis, das fortan ihr Verhalten, ihre Überzeugungen, ihre Ängste und ihre Hoffnungen beeinflusst. Der Zweite Weltkrieg, der Vietnamkrieg, die Mondlandung, der Mauerfall, der elfte September, der Cyberkrieg, die ökonomische Befreiung, die erste individualistische Revolution, das Ablegen der Archen mit dem Ziel der Besiedlung des Planeten Nova, die zweite individualistische Revolution, die Auslöschung und die Rückkehr der Arche I – sie alle änderten den Kurs der Menschheit.

Für Lennon und seine Generation war dieses Ereignis eines auf Raten. Die Ursachen waren nicht klar, die Auswirkungen anfangs nicht absehbar. Aber der initiale Vorfall warf einen längeren Schatten, als sich auch nur ein einziger der etwa 1.100 verbliebenen Menschen zu diesem Zeitpunkt vorstellen konnte.

Und der vierzehnjährige Lennon hatte das Pech, Zeuge zu sein.

Lennon sah mit einer Mixtur aus Schock und Neugierde auf die Pistole in Leys Hand. Es war das erste Mal, dass er eine zu Gesicht bekam: Die archaischen Schusswaffen waren heute, im zweiundzwanzigsten Jahrhundert, eigentlich ausschließlich im Museum auffindbar. Seit die Arche I – und damit die Menschheit – vor etwa vierzig Jahren zur Erde zurückgekehrt war, gab es keine Notwendigkeit mehr für Verteidigungs- oder Angriffswaffen. Die Bevölkerung lebte, wenn auch nicht harmonisch, immerhin friedlich zusammen.

Nur mühsam löste sich Lennons Blick von der Pistole und wechselte auf das angespannte Gesicht der Sechzehnjährigen.

Ley.

Ley, die er seit Jahren heimlich verehrte, der er nie seine Gefühle gestanden hatte.

Ley, deren jüngerer Bruder Joe mit ihm in die Klasse ging, und den er bevorzugt zu Hause besuchte, da er dort, mit etwas Glück, dessen Schwester über den Weg laufen würde.

Im Nachhinein betrachtet, hätte er dagegen heute liebend gerne auf die Begegnung verzichtet. In Sekundenbruchteilen hatten Verwirrung und Angst die initiale Freude beim Anblick der verehrten Psyphas abgelöst.

»Du bist ein Omega, richtig?«, fragte sie, auf seine Prägung anspielend. Sie selbst gehörte den Psyphas an. In den letzten Jahren hatten sich die fünf Prägungen der Menschheit – Denas, Retro, Psyphas, Omega und Trans – zunehmend auseinandergelebt. Doch über die Schule gab es nach wie vor forcierten Kontakt, und Joe und Lennon waren seit nunmehr zwei Jahren befreundet.

Trotz der angespannten Situation spürte Lennon keimende Verärgerung. Was sagte ihre Frage über ihr Interesse an ihm aus, wenn sie nach all den Besuchen nicht wusste, welcher Prägung er angehörte?

Er nickte knapp.

In ihrem Gesicht zeigte sich Mitleid. »Ihr Omega habt vielleicht noch ein paar Jahre. Jahre der glückseligen Unwissenheit. Genießt sie. Für uns Psyphas läuft der Countdown leider längst.«

»Was meinst …«, begann Lennon, als Ley ihn unterbrach.

»Geh nach Hause und komm nicht wieder.«

»Warum hast …«

Sie hob die Waffe und richtete sie auf seinen Kopf. »Sofort.«

Verängstigt wich er zurück und lief den Flur entlang zur Tür, die automatisch zur Seite in die Wand hineinglitt.

Ley wandte sich bereits zum Gehen, hielt dann kurz inne und sah ihn an. »Ich mache das nur, weil ich sie liebe. Ich erspare ihnen allen bloß unermessliches Leid.«

Sie hatte sich bereits wieder von ihm abgewendet, als sich die Tür vor ihm schloss.

Hastig ging Lennon den kurzen Gartenpfad entlang, mit den Augen die Umgebung nach Hilfe absuchend. Dieser Stadtbezirk von Ararat, der einzigen menschlichen Siedlung auf der Erde, war mittlerweile ausschließlich von Psyphas bewohnt. Alles wirkte ruhig, unbeschwert und friedlich.

Bloß in dem weißen Wohnkubus hinter ihm war die Welt aus den Fugen geraten.

Ein Schuss erklang, unerwartet laut und scharf. Ein lauter Aufschrei mehrerer Stimmen war die Antwort.

Drei weitere Schüsse folgten. Erschrocken ging Lennon in die Hocke und nahm den Kopf zwischen die Arme.

Einen Moment lang kehrte die Stille zurück.
Dann folgte ein letzter Schuss.

Eine längere Leseprobe dieses Buches gibt es unter:

www.yvesgoratstommel.com/romane/retrovolution/